Pol. g.
235
n

Pol. g. 235 n

kV

<36602444570013
<36602444570013
Bayer. Staatsbibliothek

Skizzen und Briefe

aus

der Gegenwart.

Darmstadt,

Druck und Verlag von C. W. Leske.

1845.

Pol.g. 235.m

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

7 B

Inhalt.

	Seite
Charakter	1
Nothwendige Fehler	6
Erschwerte Weisheit bei zunehmender Civilisation .	10
Verfeinerung der Folter	13
Vollendung der Lüge	14
Bündiges Widerlegen	16
Der unsterbliche Hauptpastor	18
Wolf, Kraut und Schaaf	20
Religion und Philosophie	22
Gläubige Kunst und ungläubiger Liberalismus . .	24
Nothwendigkeit des Handelns	26
Arbeit und Genuß	28
Consequenz	30
Gewinn der Uebereinstimmung	32
Der Graf und der Bettler	35
Heroismus unserer Zeit	40
Das Paradies der Erzengel	42
Freiheit in der Nothwendigkeit	45
Freiheit der Ueberzeugung	47
Sonst und Jetzt	52
Mehr als große Dichter thut uns Noth . . .	54
Nur langsam voran	57

Angenommen, Du vereinigtest zwei Haupteigenschaften in Dir, Du wärst ein zweiter Perikles, ein großer Beschützer der Künste und ein unumschränkter Vollstrecker des Rechts; was glaubst Du wohl zunächst Deinen Beruf, wenn Du einem den Vorzug geben müßtest? Würdest Du nicht, einem Perikles gleich, auf Deinem Sterbebett den Bewunderern Deines andern Ich's zurufen mögen: „In allen diesen Dingen sind mir Andere gleich, aber ich halte es für meinen größten Ruhm, nie einen meiner Mitbürger in Trauer versetzt zu haben!" Gewiß Du würdest zunächst lieber unmittelbar als mittelbar Deine Aufgabe als Mensch erfüllen wollen. Wende nun dies auf unsere Zeit an. Diese hat die Leiden der Menschheit erkannt und dringt auf Abhülfe; sie beginnt zu fühlen, daß alle Schönheit, aller Reiz des Daseins verschwindet, wenn der ewig frische Born dieses Lebens, die Befriedigung unserer moralischen Bedürfnisse, versiecht. Aber nur ein sympathetischer Geist erkennt die Adern des Menschenwohls unter der bergenden Hülle, und nur Charakter, nur Ernst und Energie vermögen dessen zahllose Quellen in Einen beglückenden Strom zu leiten.

Und nun frage ich Dich, ob derjenige, welcher alle Leistungen der Gegenwart, auch die des Künstlers vor Allem dieser Grundidee entsprechend verlangt, nicht vollkommen gerechtfertigt ist? Sage mir, ob dieser Perikles nicht einen Phidias zu schätzen weiß; ob

er Anderes vom Künstler verlangt, als die Aufgabe seiner Kunst zu erfüllen: Geist und Sinne damit zu erheben und zu ergötzen, womit er sie wirklich zu erheben und zu ergötzen vermag?

Vom neueren Standpunkt werden scheinbar alle Lebensverhältnisse umgekehrt, und doch werden sie nur auf eigene Füße gestellt, während sie bisher sich wie uneigentlich zu sich selbst verhielten. Machte man sich nicht bis dahin zum Sclaven von Dingen, deren einziger Zweck war, uns zu dienen? Schleppte man sich nicht wie das Lastthier mit seinem eigenen Glücke; trug man nicht wie der Esel das Mehl nach der Mühle, um es von den Mäusen fressen zu lassen? Hüllte man sich nicht in den Pelz der Tugend und ließ das Unglück vor Frost erstarren? Ja man ließ sich Arme und Beine in das Wickelband der Sitten und Gebräuche einbinden, und wenn diese bereits in Staub zerfielen, weihte man dennoch sein Leben dem gebieterischen Aschenkrug. Man ließ den Dingen ihren Lauf, so lange sie nicht unmittelbar gegen eine andere, vielleicht eben so unbegründete Berechtigung verstießen. Man trieb es mitunter, wie der Bürgermeister in den deutschen Kleinstädtern: man stellte einen ehrlichen Mann an den Pranger, um das Ansehen der Institution aufrecht zu erhalten, um dem Pranger sein Recht nicht zu entziehen, um das Volk nicht um die versprochene Belustigung, das belehrende Beispiel zu bringen.

Wie verhält sich aber dies Alles zur Kunst, wirst Du fragen, da sie doch nicht von diesen Grundsätzen ausging? So viel ich als Laie vom bezeichneten Standpunkt aus bemerke, beharrte auch sie zu lange auf veralteter Anschauung; sie glaubte sich unabhängig von den neueren Zeiterscheinungen. Sie schrieb ihre Romane, ihre Theater in der alten Weise, sie malte ihre Bilder ohne Rücksicht auf die neuesten Bewegungen der Gegenwart; kurz, sie huldigte im Allgemeinen überlebten Empfindungen, oder solchen, die in der Gegenwart nicht Wurzel fassen konnten. Du wirst zugeben, daß es Zeiten gibt, in welchen selbst an und für sich berechtigte Dinge in den Hintergrund treten müssen. Die Liebe z. B. ist in der Gegenwart gar nicht zu erfassen, gar nicht darzustellen. In der alten romantischen Weise streitet sie mit der Wahrheit; in einer erhöhten ist sie noch nicht erschienen, und als Spiegel der Gegenwart ist sie so ohne erhebendes Interesse, so verstrickt in kleinliche, erbärmliche, und dennoch so mächtig wirkende Verhältnisse, daß sie sich selbst nicht erkennt. Aeußere Hemmnisse, bedeutende Schicksale, fallen ganz weg. Wer wehrt es der Liebe, ihr Ziel zu erreichen, wenn sie es nicht selbst thut? Um eine Liebestragödie zu zeichnen, müßte man die Selbstsucht an den Pranger stellen. Und um dieser nicht zu viel zu thun, müßte man bei der Selbsterhaltung anfangen und bei der Nothwehr aufhören. In diesem Conflikt der Verhältnisse, von welchen der Künstler nicht ver-

schont bleibt, ist die Kunst, wenn sie den wahren Forderungen der Zeit genügen soll, eine eminente Aufgabe. Der Künstler bedarf der Sammlung, und doch machen es gerade die Umstände nothwendig, daß er sich mitten in den Strom der Zeitideen wirft, der ihn als Menschen und als Künstler bald da, bald dorthin schleudert. Die Begebenheiten so winzig klein, und die Ideen so riesengroß, die Gedanken so erhebend, und der Thatbestand so niederschmetternd, die Gegenwart so farblos, und die Zukunft von strahlendem Glanz erfüllt.

Die Zeitidee hat Millionen Körper und doch nur Eine Seele. Ich bewundere den Dichter der Liebe, wie den Flötenspieler während des Schlachtgetümmels.

Nothwendige Fehler.

Welche Erscheinungen gebiert die Zeit! Wie schaut uns die Gegenwart so fremd an mit ihren alten bekannten Zügen! Ist es nicht, als sei bisher das Leben mit sympathetischer Dinte geschrieben worden, und erst die Gegenwart habe das Mittel entdeckt, die vieltausendjährige Schrift zu lesen?!

So bunt die Zeiterscheinungen auch sein mögen, ich kann überall nur Einen Trieb darin entdecken: das schmerzhafte, gewaltsame Ringen nach einem neuen Dasein. Wer kann dies in jener literarischen Epidemie verkennen, die noch so schwer in unserer Erinnerung lastet: den Mystères?

Ich will Dich nicht nachträglich mit einem Urtheil über dieses Werk, das in sich selbst seine Rechtfertigung trägt, behelligen. Jeder hat so viel darüber gehört, daß er, selbst ohne eigenes Urtheil, sich nach Belieben eines herausziehen könnte. Jede neue Erscheinung muß sich erst durchkämpfen; die Menschen müssen sich erst in den ihr zu Grunde liegenden Gedanken hineinleben. Die Sympathie und Antipathie, welche sie erweckt, muß erst ihre Waffen gegen ein-

ander erprobt haben, ehe es zu einem Resultat kommt. Voltaire sagt: Es gibt auch nothwendige Fehler. Einem Buckeligen, den man von seinem Buckel heilen wollte, müßte man das Leben nehmen. — Wie zeitgemäß die Mystères waren, zeigten ihre zahllose Nachahmungen. Aber daß es dahin kommen muß, dem Unheil auf diese Weise zu steuern, ist der Fluch unserer Zeit; das Verdammungsurtheil unserer Zustände, der stumpfsinnigen Trägheit, die durch nichts aufzurütteln ist, als durch das Gräßliche. Um uns zu heilen, müssen wir uns noch kränker machen; Gift gegen Gift einnehmen. Um das Mitleid zu erregen, muß der Verstümmelte die Binde abthun und Theilnahme durch Schauder erwecken.

Daß solche Erscheinungen zu den nothwendigen, ersprießlichen gezählt werden müssen, wird uns bei der Nachwelt in abscheulicherem Licht erscheinen lassen, als alle Grausamkeiten der Vergangenheit. Ja, wir müssen uns selbst verdammen, daß uns nun dieser Spiegel vorgehalten wird; daß der Richter auf den Richtplatz geführt werden muß, um das Abscheuliche seines Urtheils zu erkennen; daß das Gefühl für Tugend durch den Anblick des Lasters geweckt, der Tugend jeder Hauch der Begeisterung für die Wirklichkeit verpestet, der Phantasie jeder höhere Schwung, jede glückliche Unwissenheit benommen, jede harmlose Täuschung zerstört, kurz, daß uns das Dasein verleidet werden muß, um ein Besseres zu erzwingen — das ist die Rache des Parias, das ist die Rache des Verstoßenen!!

Ich gehöre nicht zu jenen empfindsamen, weichen Seelen, deren Zartgefühl sie die Augen vor dem Elend schließen und daran vorüber gehen läßt. Leben ist Kampf; das Gemüth erstarkt im Ringen. Der Nothwendigkeit soll man kühn ins Auge blicken; aber diese gehört nicht zu den kräftigenden Elementen; diese konnte uns erspart werden, wenn ein Funke von Recht und Wahrheit zu zünden vermöchte.

Gewaltsam wird uns die Binde vom Auge gerissen; wir sehen nun die ganze Zerstörung ohne alle romantische Färbung; wir erkennen uns selbst in unserer sündhaften Apathie, in der uns nun ein Fieberfrost durchschüttelt. Sind wir Deutsche es allein, welchen dieser Vorwurf gebührt? Ist es nicht die ganze civilisirte Menschheit, die sich so hoch stellt, und der es doch so sehr am Prometheusfunken gebricht?! Sind es äußere Bande, die uns fesseln? Was vermöchten diese gegen einen energischen Willen! Nein, es fehlt an innerem Trieb. Die Menschheit hat sich in ihrer Selbstsucht so polypenartig verwachsen, daß sie unzertrennlich von ihr ist, und nur ungeduldig hin und her zerrt. Nur wer sich gewaltsam von ihr losreißt, kann ihr entgegentreten, aber er gehört auch nicht mehr dem lebendigen Leben an. Er ist ein abgefallenes Glied des großen Uhrwerks, das im Gehäus hin und her geschüttelt wird.

Man könnte die Menschheit, die so gleichgültig, so ruhig dem Elend zusah und zusieht, das historische

Publikum der Unmenschlichkeit nennen. Ich kann zwischen ihm und dem des römischen Circus keinen andern Unterschied finden, als den der größeren Ausdehnung. Es liegt zwischen beiden ein sehr besonnener Fortschritt. Ob man Menschen durch Thiere zerreißen, oder Menschen durch Menschen verderben läßt, grausam oder martervoll, kommt sich zuletzt ziemlich nahe; beides begegnet sich in der Gefühllosigkeit gegen seinen Nebenmenschen.

Diese Mystères hat sich die Zeit selbst geschrieben, es ist ihre äußerste Nothwehr. Fragst Du mich aber, ob auch hierin sich vorzugsweise Charakter zeige, dann sage ich: vorzugsweise Energie. Energie verhält sich zu jenem Charakter, wie der Franzose zum Deutschen; sie ergriff das praktischste Mittel, den Zuständen abzuhelfen, indem sie diese sich selbst in ihrer ganzen Gräßlichkeit veranschaulichte. Sie trägt etwas von dem französischen Revolutionsgeist in sich, der die Köpfe abschlug, weil die Zöpfe nicht anders weichen wollten.

Erschwerte Weisheit bei zunehmender Civilisation.

Vor den Richterstuhl des weisen Salomo wurden einst zwei Frauen mit einem Kinde gebracht, dessen Mutter zu sein eine jede von ihnen behauptete. Beide wohnten in Einem Hause wie sie sagten, und Beide hatten zu derselben Zeit Jede ein Kind geboren. Eine derselben fand das ihre eines Morgens todt und vertauschte deshalb ihr todtes Kind gegen das lebendige ihrer Hausgenossin.

Dies behauptete eine Jede von der Andern. Der Richter, welcher die Wahrheit nicht zu ergründen vermochte, befahl daher das Kind zu theilen und einer Jeden eine Hälfte desselben zu geben. Da verzichtete die Eine, um das Leben des Kindes zu retten, und diese erkannte der Richter für die Mutter desselben.

Damals befand sich der Richter noch in dem glücklichen Zustand, seine Weisheit auf die Stimme der Natur bauen zu können. Wenn in unserer sinnverwirrenden Civilisation ein ähnlicher Fall aus der Hefe des Volks vor Gericht käme, würde sich die Sachlage gerade umgekehrt verhalten. Die Mutter des lebendi-

gen Kindes wäre Diejenige, welche der Andern ihr Kind untergeschoben hätte und das todte Kind als das ihre behauptete. Keine von beiden wollte die Mutter des lebendigen Kindes sein. Wie sehr würde sich hier die Weisheit Salomo's in Verlegenheit befinden.

Wollte er nun endlich doch, die Wahrheit zu ergründen, die Theilung des Kindes vorspiegeln, so würde die wirkliche Mutter, wenn sie noch ein menschliches Gefühl im Busen trüge, einen Vergleich vorschlagen.

Daraus könnte der weise Salomo allenfalls einen Schluß ziehen. Aber nein, die Mutter schweigt, und in dem Augenblick als das Schwert über dem Kind schwebt, wird die Andere von einer mitleidigen Empfindung ergriffen. Sie sucht das Leben des fremden Kindes zu retten, indem sie sich für dessen Mutter ausgibt.

Wie würde der Weisheit Salomo's hier herauszuhelfen und Gerechtigkeit gegen alle drei auszuüben sein? — Ich denke so: Der weise Salomo würde das Kind der entmenschten Unglücklichen abnehmen und es selbst aufziehen. —

Wer kann die Möglichkeit eines solchen Falles läugnen! Haben wir nicht entsetzlichere Fälle schon gehabt, in denen die eigene Mutter nach dem Leben des Kindes griff, und welches waren die Ursachen solcher Entmenschlichung? Allen denen, welche unsere Zustände so sittlich schön finden, so den verfeinerten

Empfindungen angemessen, sollte man solche lebende Bilder aus dem weggeworfenen Theil unseres gesellschaftlichen Verbandes vorführen.

Den starken Athem eines Reformators könnten wir brauchen, der die „Mauern von Papier und Stroh" niederbliese, womit die Hierarchie der Gewohnheit der civilisirten Welt die Augen verschließt; der die Blendlaterne dieser Civilisation ausbliese, welche Lug und Trug verdeckt, die Natur entmenscht und alle Weisheit zu Schanden macht!

Verfeinerung der Folter.

Mit der Civilisation verfeinert sich selbst die Folter. Der weise Daniel wurde um seines Glaubens willen den Wölfen vorgeworfen. Diese aber, obgleich es heidnische Wölfe waren, hatten Mitleid und verschonten ihn. Im vorgeschrittenen Mittelalter überließ man den Menschen nicht mehr den reißenden Thieren. Man übergab daher Daniel der Einsicht des glühenden Eisens, der Daumschrauben und Anderer. Aber auch diese verspürten zuweilen eine unkirchliche Regung. Die Cultur endlich verwirft beide Gottesurtheile. Sie überläßt den Menschen nicht mehr dem Ausspruch des reißenden Thieres, noch dem des reißenderen Instruments. Sie übergibt ihn einer rein geistigen Gewalt. Diese besteht aus dem rein geistigen Extract eines heidnischen Wolfs und dem comprimirten Geiste christlicher Daumschrauben. O dreimal glücklicher Daniel, der du in dem Gebiet eines solchen reinen Geistes athmen darfst!

Vollendung der Lüge.

So viele Heuchler gab es nie, als seitdem man der Lüge so scharf auf die Finger sieht. Was vorher sich behaglich in der Wiege des Glaubens schaukeln ließ, ist nun genöthigt auf die Füße zu treten. Seitdem die Welt den Glauben verloren hat, ist auch allem Autoritätsglauben das Piedestal entrissen.

Die Dilettanten der Wahrheit sind genöthigt zur Schauspielkunst ihre Zuflucht zu nehmen. Kein Wunder, daß die Bühne sinkt, da man aller Orten bessere Schauspieler trifft als dort. Für einen Kreuzer erhält man sie aus der Leihbibliothek nach Belieben; sogar für einen Heller hat man Sonntags die Auswahl. Jeder, der nichts Wahres berichten will oder kann, sorgt für etwas Neues, etwas Frappantes, oder auch für etwas ganz Altes, um damit den Rococogeschmack zu kitzeln.

Kennen Sie die possierlichen Bilder, auf welchen ganze Reihen kleiner Männchen, gewöhnlich Hanswurste, in allerhand Stellungen abgebildet sind? Es folgt immer Einer dem Andern auf dem Fuße, springt ihm auf den Rücken, oder purzelt über ihn hinaus, so

daß das Ganze in der lächerlichsten Bewegung scheint. Betrachtet man sie aber in der Nähe, dann sind es oft die ernstesten Gesichter. Wenn ich fieberhaft aufgeregt bin, ziehen oft ganze Schaaren solcher Bilderreihen an mir vorüber, immer neue und immer tollere, und doch erwecken sie zuweilen die ernstesten Gedanken in mir.

Diesen Eindruck machen mir die Bilder unserer Zeit. Wo sich eine neue Erscheinung zeigt, ernst oder komisch, zieht Alles schaarenweise ihr nach; es hält sie am Rock, oder purzelt über sie hinaus.

Man glaubt zuweilen das wilde Heer käme angezogen, aber der tolle Zug zieht vorüber wie gespenstische Schatten, und verschwunden ist Alles, keine Spur bleibt mehr zurück, nicht einmal in der Erinnerung. Die Paganini'sche und Lißt'sche Virtuosität, und die nachstürzende Fluth der Nachahmung und Bewunderung, welche so lärmend durch die Städte brauste, die gewittergleich nahte und verschwand, bezeichnete am schärfsten den gespenstischen Zustand der nächsten Vergangenheit.

Ein chaotisches Ringen nach einer neuen Seele gesellte sich zu dem Jammergeschrei um die verlorne. Ein Gegeneinanderhalten, Suchen und Abstoßen feindlicher Elemente, nirgends Ruhe, nirgends harmonisches Verbinden und dennoch das Ganze beherrscht und gewaltsam zur Bewunderung hinreißend in der Vollkommenheit der Maschine.

Bündiges Widerlegen.

Eine dieser Erscheinungen war das brillante Räsonniren, das so halsbrechend auf dem Seile tanzte und mit der Virtuosität der Musiker wetteiferte; oft nur ein grund- und regelloses Spiel, eine willkührliche Zusammensetzung von Ausnahmen, Variationen, deren Thema selbst nur aus Vorschlägen bestand. In diesem Geiste sind noch immer die Angriffe und Repliken gewisser Starr- oder Starkgläubigen, wenn sie gegen eine feindliche Ansicht zu Felde ziehen. Am erbittertsten aber kämpfen sie, wenn diese auf Gründen ruht, welche sie nicht umzustürzen vermögen. Dann stürmt es gewohnlich auf den Vertheidiger der Sache ein. Das gläubige Publikum ist immer sehr gerührt von solchem Kampf, zumal wenn er im Interesse einer seiner Autoritäten geschieht, und es findet eben so viele Wahrheiten und schlagende Erwiderungen, als es persönliche Beleidigungen antrifft. Ja, es gibt noch ein sehr gläubiges Publikum, das sich auch mit ganz einfachen Widerlegungen begnügt. Wenn z. B. Jemand sagte: „der heilige Rock ist bei mir gemacht worden, ich selbst bin der Weber“, und er lieferte die unum-

stößlichsten Beweise, aber es entgegnete ihm ein Anderer: „Das ist die frechste Lüge, denn der heilige Rock ist der heilige Rock; was weiß ein Weber von heiligen Dingen; ein Bischof wird doch besser wissen was heilig ist, und Jeder, der heilige Dinge antastet, ist ein Ketzer und Aufwiegler. Auf ihn!" — so würde die gläubige Menge den Weber steinigen und er hätte alsdann die treffendste Widerlegung seiner Ketzerei.

Der unsterbliche Hauptpastor.

Wenn doch jetzt Lessing wiederkäme und seinen Streit mit dem Hauptpastor Götze fortsetzte! Aber wie würde der klare Kopf erstaunen, wenn er den unsterblichen Hauptpastor noch immer in voller Activität sähe!

Habe ich denn umsonst gezeigt, würde er sich fragen, wie man ein willkührliches Dogma vertheidigen muß, wenn man es vertheidigen will? Wie würde er erstaunen, wenn er die Beweise noch immer von nichts ausgehen und zu nichts zurückführen sähe. Wenn er noch immer denen, welche beweisen wollen, daß ohne Religion kein rechtschaffener Mann sein könne, beweisen müßte, daß sie gar nichts bewiesen, aber etwas ganz anderes hätten beweisen wollen. Desgleichen daß er, welcher unter diesen nichtreschaffenen Männern ohne Religion miteinbegriffen wäre, noch immer statt Jener den Beweis führen müßte, daß wirklich ohne Religion kein rechtschschaffener Mann sein könne.

Ja, der irreligiöse Kämpfer würde noch manchen Religionsfreund aus seinem eigenen Netz herauswickeln müssen, das bestimmt war, den Gegner zu fangen.

Wenn er wiederkäme, mit seinem Eselskinnbacken das Heer der Philister zu verjagen; wenn er mit seinen Simsonsarmen die Säulen des Gebäudes umfaßte, worin er die Philister wüßte:

„Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab wie mürber Zunder,"

Aber welche Thorheit, wenn wir ihn brauchen könnten, wäre er da.

Wenn so ein Luther, den sie so hoch verehren — wegen seines Muthes, seiner Rechtlichkeit — selbst, in eigener Person wiederkäme, statt seinen Geist zu schicken, wenn er, der anerkannte Reformator, zurückkäme, sein Werk fortzusetzen! Das sollte eine Verlegenheit geben unter seinen eifrigsten Anhängern; es würde sich mehr als Eine Ruhmeshalle vor ihm verschließen. Seine blinden Verehrer würden erkennen, daß er zurückgekehrt sei, weil er wirklich nicht in den Himmel kommen konnte; sie würden sich kreuzigen und wieder zum allein seelig machendeu Glauben zurückkehren.

O Ihr orthodoxen protestantischen Glaubensmänner, beruft Euch nicht auf Luther und Lessing. Wer sie recht erfaßt hat und gewiß ist, daß zwei mal zwei vier macht, der weiß eben so gewiß, was diese beiden jetzt wären. Wie auf Montag Dienstag folgt, so auf Luther Hegel, u. s. w.

Wolf, Kraut und Schaaf.

Politik, Philosophie und Religion trieben sich durchs Leben, wie Wolf, Kraut und Schaaf. Kraut und Schaaf vertrugen sich nie miteinander, und stets wurde das Kraut vom Schaaf aufgefressen. Der Wolf kümmerte sich wenig um das Kraut und ließ es in Gottes Namen wachsen. Auf das Schaaf hatte er dagegen ein lüsternes Auge.

Als sie die Reise um die Welt gemacht hatten, zeigte der Fährmann noch einmal seine Weisheit bei der Ueberfahrt, indem er zuerst das Schaaf ans Ufer setzte, dann den Wolf holte, darauf das Schaaf wieder mitnahm und das Kraut übersetzte, und zuletzt wieder das Schaaf brachte. Nun entstand aber ein gewaltiger Streit zwischen den Triumvirn, von denen jeder den andern zu verschlingen drohte. Sie stritten und stritten, und obgleich jeder der Klügste sein wollte, so gab doch keiner nach. Während des Streites kamen sie endlich zu einer alten Zauberin. Sie saß schon seit undenklichen Zeiten auf einem Felsen am Meer und hieß Sphynx. Diese legte sich nun ins Mittel, indem sie Demjenigen Gewalt über die Andern versprach, der

ihr uraltes, nie gelöstes Räthsel riethe, bei dessen Lösung sie selbst sich in den Abgrund stürzen müsse. Was ist das, fragte sie nun: Des Morgens geht es auf Vieren, des Mittags auf Zweien und des Abends auf Dreien?

Das bin ich! riefen Wolf und Schaaf zugleich. Das Kraut aber sprach: der Mensch; der mit Vieren auf dem Boden suchte, mit Zweien im Himmel forschte, und endlich mit Dreien auf einen Stab gestützt ist, der ihn die rechte Mitte finden läßt.

„Meine Zeit ist um!" rief die Sphynx und stürzte sich vom Felsen herab; dem betrogenen Räthsellöser aber rief sie noch spottend aus der Tiefe herauf: Dir gebührt die Gewalt, suche sie nun zu erringen.

Wolf, Kraut und Schaaf.

Politik, Philosophie und Religion trieben sich durchs Leben, wie Wolf, Kraut und Schaaf. Kraut und Schaaf vertrugen sich nie miteinander, und stets wurde das Kraut vom Schaaf aufgefressen. Der Wolf kümmerte sich wenig um das Kraut und ließ es in Gottes Namen wachsen. Auf das Schaaf hatte er dagegen ein lüsternes Auge.

Als sie die Reise um die Welt gemacht hatten, zeigte der Fährmann noch einmal seine Weisheit bei der Ueberfahrt, indem er zuerst das Schaaf ans Ufer setzte, dann den Wolf holte, darauf das Schaaf wieder mitnahm und das Kraut übersetzte, und zuletzt wieder das Schaaf brachte. Nun entstand aber ein gewaltiger Streit zwischen den Triumvirn, von denen jeder den andern zu verschlingen drohte. Sie stritten und stritten, und obgleich jeder der Klügste sein wollte, so gab doch keiner nach. Während des Streites kamen sie endlich zu einer alten Zauberin. Sie saß schon seit undenklichen Zeiten auf einem Felsen am Meer und hieß Sphynx. Diese legte sich nun ins Mittel, indem sie Demjenigen Gewalt über die Andern versprach, der

ihr uraltes, nie gelöstes Räthsel riethe, bei dessen Lösung sie selbst sich in den Abgrund stürzen müsse. Was ist das, fragte sie nun: Des Morgens geht es auf Vieren, des Mittags auf Zweien und des Abends auf Dreien?

Das bin ich! riefen Wolf und Schaaf zugleich. Das Kraut aber sprach: der Mensch; der mit Vieren auf dem Boden suchte, mit Zweien im Himmel forschte, und endlich mit Dreien auf einen Stab gestützt ist, der ihn die rechte Mitte finden läßt.

„Meine Zeit ist um!" rief die Sphynx und stürzte sich vom Felsen herab; dem betrogenen Räthsellöser aber rief sie noch spottend aus der Tiefe herauf: Dir gebührt die Gewalt, suche sie nun zu erringen.

Religion und Philosophie.

Du willst mir beweisen, daß ich im Irrthum bin, indem ich behaupte, daß sich Religion und Philosophie zu einander verhalten, wie das Ei zum Huhn, und Du zeigst mir nur, daß Du, wie so viele ängstliche Seelen, die Philosophie betrachtest wie die Taube den Marder. Ich behaupte, dem Einen ist Philosophie, dem Andern Religion das Entsprechende, wie dem Einen Poesie, dem Andern Logik mehr zusagt. Indessen aber würde ein Poet ohne Logik das sein, was ein Prediger ohne Philosophie wäre; „Logik bleibt Logik", sagt Lessing. Wenn ich mich mit Dir über meine religiösen Begriffe verständigt habe, wirst Du mir beistimmen, daß sie nicht schlimmer sind als die Deinen; ob Du aber nicht dennoch die Philosophie für gottlos und deren Verehrer für Heiden hälst, das sei dahingestellt.

Religion ist nur der in jedem Menschen wohnende Drang nach dem Höhern. Je entwickelter dieser Drang ist, desto mehr wird er zu einem bestimmten Gefühl. Man könnte sagen, es gibt nicht nur so viele Religionen als es Völker, sondern auch so viele als es Men-

schen gibt; wenn es nicht eine Religion gäbe, welche alle Religionen in sich begreift, die sich aber nur in der höchsten Erkenntniß offenbart. Die Erkenntniß dieser Religion steigt mit der Erkenntniß der Menschen und Völker, und ist bei dem geistig oder philosophisch gebildetsten Volke am entwickeltsten und innerhalb dieses Volkes bei den Begabtesten. Wie das religiöse Gefühl vom Menschen ausgeht, kehrt es auch zu ihm zurück, als der höchsten und einzigen Autorität seiner selbst; so wie auch das Ei wieder zum Huhn wird. Alle Religionsirrthümer einzelner Menschen und Völker entstehen nur aus der niedern Stufe ihrer geistigen Entwicklung, obgleich das religiöse Gefühl bei dem Ungebildeten stärker sein kann, als bei dem Gebildeten; niemals aber die religiösen Begriffe. Dies beweisen am deutlichsten die orientalischen Völker, deren niedere Bildungsstufe ihrer Religion und deren Religion ihrer Philosophie Eintrag thut.

Wer die philosophischen Bedürfnisse eines Menschen kennt, kennt auch dessen religiöse.

Gläubige Kunst und ungläubiger Liberalismus.

Ohnlängst wohnte ich einem Kunststreit zwischen einem Ultraliberalen und einem dogmatischen Kunstjünger bei. Der Eine verstand so wenig von der Aufgabe der Kunst, wie der Andere von der der Freiheit, und so kam es denn, daß zum Besten ihres Themas Keiner Recht behielt. Der Ultraliberale wollte die Kunst ins Feuer werfen, wenn sie sich nicht mit Leib und Seele der Sache der Freiheit anheimstellte. Der rechtgläubige Künstler sah in der Freiheit den leibhaftigen Satan, der gekommen sei, die göttliche Kunst zu vernichten. Sie konnten sich nun und nimmermehr vereinen, da Keiner fähig war, die Gottheit des Andern in ihren wahren Attributen zu erkennen, sondern sie nur nach denen von Jedem beigelegten beurtheilte.

Diese Ultras, wem sie auch huldigen mögen, der Kunst, der Religion oder der Freiheit, sind doch nur Baalsdiener. Sie erkennen nicht, daß es nur Einen Gott gibt, der überall ist, wo er erkannt, nicht wo ihm geräuchert wird. Sie dogmatisiren wie fanatische Priester, und haben einen unerschütterlichen Halt an

dem falsch verstandenen Dogma: Die Religion, die Kunst, die Freiheit darf keinem Anderen dienen. Die Religion, die Kunst, die Freiheit ist ihnen ein leerer Rahmen, den sie mit ihrem eigenen Bild füllen; sie gebrauchen sie wie eine Schlinge, die sie Allem über den Kopf werfen, um es dann in ihren Stall zu führen. Sie vermögen nicht den Menschen als ewiges Dogma zu fassen, noch weniger dies in dem ewig wechselnden Ausdruck seines Urbildes.

Meine Ueberzeugung ist: ohne den Begriff wahrer Freiheit fest zu fassen, vermag man weder Religion, Kunst, Wissenschaft, Recht, Wahrheit, noch irgend etwas auf der Welt r e c h t zu begreifen.

Nothwendigkeit des Handelns.

Wen kann der Gedanke des Socialismus mit mehr Begeisterung erfüllen, als mich! dieser poetischste Gedanke der Menschheit, diese endlich erschlossene Blüthe wahrer Liebe! Aber — ich sehe doch nicht, wie er sich zwischen heut' und morgen verwirklichen soll, und ich weiß doch, wie unterdessen alle diese Unglücklichen leiden, die nicht einmal, gleich mir, von der Begeisterung dieser Idee leben können, weil sie nichts davon wissen. Und wenn sie davon wüßten, es für eine Chimäre hielten, weil man ihnen das Himmelreich schon seit achtzehnhundert Jahren verspricht und sie noch immer nichts davon gewahr wurden. Für diese Hoffnungslosen müßte doch etwas Durchgreifendes, etwas Energisches geschehen. Und dazu sehe ich ganz besonders Diejenigen berufen, welche von der Wahrheit der socialistischen Ideen erfaßt sind. Laut und öffentlich sollte man sich zu derartigen gemeinschaftlichen Unternehmungen bereit erklären. Ist es etwa eine Schande oder ein Verbrechen, dem Unglück abzuhelfen? Schande genug, daß man es so lange geglaubt. Schande, daß man nur der Poesie des Lebens

öffentliche Altäre errichtete und jede Bewegung des Mitleids, gleich einer inneren Gemeinheit, zu verdecken suchte. Aber ach, was gibt es für lahme Seelen, die verdorbenen gar nicht gerechnet! Von dem Gedanken einer gemeinschaftlichen Bewegung werden sie gar nicht erfaßt. Bedürfte es denn mehr, als eines Anfangs, mehr als zum Guten bereitwillige Menschen, um auch über die Mittel zu gebieten? Aber spricht man ihnen von der Allmacht des menschlichen Geistes, sind sie fähig, naiv ungezogen zu erwiedern: „nun so erschaffe denn die Mittel!“ Als ob diese Allmacht im Ich bestände und nicht im Ich und Du!

Arbeit und Genuß.

Socialismus, welcher den Menschen zur Aufgabe hat, ist auch wieder mit dem Menschen selbst zu vergleichen. Der Mensch sorgt zunächst für die Erreichung und Sicherung der ersten Lebenselemente, ohne darum diese als die höchste Lebensaufgabe zu betrachten. Je gesicherter er von dieser Seite ist, desto freier sind seine Bewegungen, desto unabhängiger sein Geist, desto sicherer sein Herz. Erst wenn er die nächsten, unabwendbaren Lebensbedingungen erfüllt sieht, tritt er in die Reihe ächt menschlicher Wesen; erst von hier aus kann er seinem Geist, seinem Herzen wahrhaft genügen. Die Tugend, die Freundschaft, die Liebe; Edelsinn, Schönheit, Sittlichkeit, kurz alle Forderungen der Aesthetik, werden jetzt erst in ihrer wahren Gestalt erscheinen. Von nun an beginnt erst seine Menschenwürde, während zuvor nur Nothwendigkeit, Täuschung, blinder Trieb ihn bestimmte, ihn bestimmen mußte. Der Löwe ist großmüthig und blutgierig. Weiß der Mensch seinen Nebenmenschen ohne jene Sorgen, welche nicht Tugend, nicht Kraft und Muth zu besiegen ver-

mag, ist er selbst dieser Sorgen überhoben, dann beginnt sein freier Entschluß.

Das ist es, was der Socialismus Arbeit und Genuß nennt und mit Recht als das einzige wirkliche Eigenthum bezeichnet. Nur was ich freiwillig, im höchsten Sinne des Worts freiwillig thue, ist meine Arbeit, wie es zugleich mein einziger wahrer Genuß ist. Eine Idee, der ich mich hingebe, mag sie mich beglücken oder vernichten, ist meine Arbeit und mein Genuß.

Consequenz.

Wir eilen mit raschen Schritten der Vereinigung entgegen. Jede neue Lebensgestaltung entwickelt sich in diesem Geist; jede geistige Regung ist eine neue Offenbarung derselben; jeder Freidenkende muß sie erkennen.

Nennt man diese Vereinigung höhere Entwicklung des Menschen, freieres Entfalten, Anerkennung des Reinmenschlichen, gesichertere Zustände, höhere Cultur; wer wird es läugnen, wer einen Fortgang verkennen wollen? Bringt man aber alle diese Dinge unter den Gesammtbegriff: Socialismus, dann ist es, als ob man Pulver hineingelegt und Alles wieder zersprengt hätte.

Daß sich die Menschen so viel lieber selbst täuschen, als sie sich die Wahrheit gestehen; daß sie so gerne, wenn sie in eine Strömung kommen, das Ruder sinken lassen, um sich die Augen zuzuhalten.

Wie man erkannte, daß jede wahre Philosophie nur eine Entwicklung der vorhergehenden, und jedes neue System ein Glied des philosophischen Organismus ist; so wird man auch erkennen, daß jetzt eine

jede neue und lebendige Erscheinung zu einem organischen Glied des Socialismus wird.

So sehr sich auch die lieben Christen weigern, die Verwirklichung des christlichen Princips anzuerkennen, so wird es sich doch selbst gegen ihren Willen realisiren.

Gewinn der Uebereinstimmung.

Du erinnerst Dich, daß wir öfters über die Vortheile der Erziehung disputirten. Du wolltest sie nicht anerkennen und nanntest sie mitunter nothwendige Uebel, während ich, von einem unbestimmten Gefühl geleitet, vielleicht einseitig einen zu großen Werth auf sie legte. Doch nun bin ich mit mir einig. Vergleiche einmal die rechte Hand mit der linken, welch ein Unterschied sich Dir darbieten wird. Es kann keine zwei Wesen geben, die mit gleicheren Anlagen geboren werden, und welche Talente kann die rechte Hand besitzen, während die linke kaum ihr Handlanger zu nennen ist. Sollte die linke nicht derselben Vollkommenheit theilhaftig gemacht werden können, und ist es nicht zuweilen der Fall? Wem anders, als dem Vortheil der Erziehung, ist dies zuzuschreiben?

Wie hier bei dem Einzelnen durch Erziehung eine so große Vollkommenheit erreicht oder versäumt werden kann, so ist dies auch bei der ganzen menschlichen Gesellschaft. Denke Dir die Hand auf einem Instrument spielend. Jeder einzelne Finger steht zu den übrigen im Verhältniß des einzelnen Menschen zur menschlichen

Gesellschaft. Nun soll aber dieser Finger auf dem Instrument ganz seine eigenen Absichten haben, wie jetzt Jeder sich nur so viel um den Andern kümmert, als er muß. Welches erbärmliche Geklimper wird er verursachen und welche schreienden Mißtöne, welches Gezerre, welche Hemmnisse und Stockungen werden in dieser Gemeinschaft entstehen. Denke Dir dagegen Alle in Uebereinstimmung verfahrend. Welcher Gewinn, welche Fülle von Harmonie, welcher rasche Fortgang, welche Mannichfaltigkeit der Töne, welches Zusammenwirken, welcher ewige Wechsel in steter Musik!

Doch nun knüpfe daran noch ein anderes Verhältniß. Denke Dir das männliche und weibliche Geschlecht wie die rechte und linke Hand. Die rechte sei die männliche und die Finger der linken tasteten vereinzelt umher. Welche verdoppelte, verzehnfachte Mißlaute. Doch nun suchen beide nach Uebereinstimmung, aber der höhere Gedanke, der Gedanke der Harmonie ist ihnen fremd, und so finden nur Wenige das was sie Uebereinstimmung nennen: sie greifen Einen Ton. Es ist aber dieser Eine Ton nur eine Verminderung der allgemeinen Disharmonie, keine Erweckung, keine Vermehrung des Einklangs. Dazu kommt nun noch eine größere Stärke der rechten Hand, die das Instrument allein beherrschen will. Wo die linke einen Versuch macht, sich darzustellen, stürmt die rechte rücksichtslos darüber hin, denn nur sie will die Töne anschlagen. Sie ist in ihrer blinden Willkühr und in ihrer erlang-

ten Virtuosität die beständige Negation der linken. Ihre Kraft verkennend, zerstört sie, statt zu heben.

In demselben Verhältniß befinden sich die verschiedenen Völker, die gleichfalls sich ihres Zusammenhanges so wenig bewußt sind, wie die linke und rechte Hand, und gegeneinander stürmen und alles Glück und allen Frieden vernichten. O welcher Wahnsinn, welches Elend entsteht doch daraus, daß die Menschen sich weder ihrer unauflöslichen Verbindung bewußt sind, noch eine Ahnung von göttlicher Harmonie haben!

Der Graf und der Bettler.

Einst lebte ein reicher, reicher Graf und ein armer, armer Bettler. Der reiche Graf verbrauchte so viele Millionen Thaler, als der Bettler Millionen Thränen vergoß. Der Graf lebte auf seinen weiten Schlössern, die Alles darboten, was nur die Phantasie an Pracht und Schönheit zu erdenken vermochte. Was Luxus, Kunst und Wissenschaft ersonnen hatte, umgab ihn. Künstler und Gelehrte huldigten ihm; er selbst war Künstler und Gelehrter und wußte das Große und Schöne zu würdigen; er kannte die Schätze, die ihm das Leben zu einem Paradiese bauen sollten. Nichts ließ er unversucht, was dieses Leben zu erheitern vermochte; es gab kein Gebiet des Erdenglückes, keinen Reiz des Daseins, den er nicht kannte und mit schöpferischem Geist zu erhöhen suchte. In der Seele feinsten Kanälen belauschte er den Nervenäther des idealsten Genusses. Der Geist in seiner schwindlichsten Höhe war ihm nicht wichtiger, als das letzte Verlangen des physischen Organismus. Und dennoch war dieser Graf der unglücklichste aller Sterblichen; denn seine Seele brannte nach reinem Genuß und er fand kein

Atom wahren Glückes; bei jeder freudigen Empfindung fühlte er den nagenden Wurm an der Wurzel; jeder Lichtblick erhellte nur deutlicher die Zerstörung seines Inneren. Das Glück starrte ihn an wie die Vernichtung; tausendmal sehnte er sich nach unbekannten Martern, um den Schmerz seiner Seele zu betäuben; er hätte dem Tod sich in die Arme geworfen, hätte nur der Tod ihm Erlösung versprochen. Ja, der Tod war ihm kein Tod, keine Erlösung, er glaubte an keinen Tod. So mußte er leben, mitten in den Qualen des Ueberflusses; leben, um mit allen Fasern der Sehnsucht und Verzweiflung das Weltall zu umspannen, einen kühlenden Tropfen für den Durst seiner Seele zu erpressen.

Der arme Bettler krümmte sich auf dem Strohlager, das ihn nicht gegen die schneidende Kälte schützen konnte; kein Schlaf erquickte ihn, denn der Hunger ließ ihn nicht ruhen. Er kannte nichts vom Leben, als die Noth. Das Elend war sein Schatten, der Alles, wohin sein Auge blickte, mit Finsterniß und Grauen bedeckte. Die Erndte des Landes, das sein Schweiß netzte, füllte nie seine Scheune; die Früchte, die seinen Hunger und Durst reizten, brach er, um sie weit hinwegzutragen. Vor die Thüren, an die er pochte, schob sich der Riegel; die Herzen, die er ansprach, wurden kalt; was er berührte wandelte sich in Stein. Die Welt war ihm ein dumpfes Gewölbe, in welchem sich Folter an Folter reihte, eine immer entsetzlicher

als die andere; und der Mensch mußte sie alle durchschreiten, mußte alle die Folterstöße empfinden, deren jede ihm ein Glied zermalmte, bis ihm die letzte das Herz zerstieß. Aber auch nach diesem Gnadenstoß sehnte er sich nicht, denn der Gott, zu dem er betete, war ein grausamer Richter. Ob auch seine Seele nach Barmherzigkeit flehte, er hatte kein Vertrauen zu dem, der ihm nie ein Zeichen der Güte verliehen hatte. Stumpfsinn, Grausamkeit, Gierde und Wuth wechselte in seinem Empfinden. Der Mensch galt ihm weniger als das Thier; denn der Mensch wandte nur seine Gaben dazu an, ihn da noch zu verderben, wo ihn das Thier verschonte. Wenn ein weicheres Gefühl in seiner Seele Raum fand, galt sie dem unvernünftigen Thier und dem bewußtlos lächelnden Kind, mit welchen er seinen kärglichen Bissen theilte.

Da überraschte ihn einst ein seltsamer Traum. Er stand auf einem großen Feld, das er mit leichter Mühe bebaut hatte, und sammelte alle Frucht dieses Feldes und trug sie in eine ungeheuere Scheune. Daneben stand ein großes gastliches Haus mit vielen Gemächern, und aus allen Fenstern nickte ihm sein Ebenbild freundlich und sorgenfrei zu. Darauf eilte er nach dem Palast des reichen Grafen und zerstörte ihn. In dem weiten Hofraum zündete er ein gewaltiges Feuer an, an welchem er sich erwärmte, und um es nicht erlöschen zu lassen, warf er alle Bücher und alle Kunstschätze des Grafen hinein. Alle dessen prachtvolle Gewänder und

Kostbarkeiten fielen der Flamme zum Opfer; aus den Kleidern seiner Diener suchte er nun einen unscheinbaren Rock und zwang den Herrn ihn anzulegen. Dann nöthigte er ihn, mit ihm hinter den Pflug zu treten und die nützlichen Thiere zu warten; auch gab er ihm Handwerkszeug, um das erforderliche Hausgeräth zu verfertigen. Darauf stellte er einen großen Fleischtopf an das Feuer, und der Dampf, welcher daraus emporstieg, erfüllte ihn mit einer nie gekannten Seligkeit. Aber als er sich eben an das wärmende Feuer setzen wollte, schüttelte ihn ein Fieberfrost; er erwachte, die Glieder zu Eis erstarrt und der Kopf fiebernd.

Der reiche Graf aber hatte auch einen Traum, doch schöner und lieblicher als der des Bettlers. Auch er stand auf einem weiten Feld; zahllose Blumen spielten ihren Farbenglanz im Sonnenlicht. Feenhafte Gestalten umschwebten ihn immer näher und näher und zerflossen endlich zu einem Saamenkorn in seiner Hand. Da öffnete sich die Erde und er legte das Korn tief in sie hinein; er athmete kaum vor Verlangen und Sehnsucht es aufgehen zu sehen. Endlich, endlich keimte es empor, eine zarte Pflanze, die wie verlangend die schwachen Arme ausstreckte. Und der Graf benetzte sie mit seinen Thränen; Thränen der schmerzlichsten Wonne fielen auf die Pflanze, die sich höher und höher emporhob. Als der Baum der Sehnsucht und Liebe Blüthen und Früchte trieb, da waren

diese so mannichfach, wie die Blumen auf dem Felde. Es sammelten sich alle Bewohner unter dem Himmel: die Biene und der Schmetterling, der Sperling, die Lerche und die Nachtigall; und Alle genossen von dem Baume nach ihrer Art, aber Keiner nahm von der des Andern, denn der Baum, der aus Aller Element entstanden, trug Blüthen und Früchte für Alle.

Nun wollte auch der Graf eine Frucht pflücken, aber als er die Hand ausstreckte, durchzuckte ein tödtlicher Schmerz seine Brust und er erwachte, die krampfhaft zuckende Hand mit heißen Thränen benetzt. Vergebens nach Glück lechzend eilte er nun wieder, wie von Furien getrieben, durch die Gemächer seines Palastes; doch plötzlich stand er wie angewurzelt; denn das Gespenst, das täglich unter seinen Fenstern vorüberschlich, grinste ihn wieder an. Fest heftete er nun den Blick darauf: es war der zerlumpte, von Frost und Hunger zerstörte Bettler. Der Unglückliche ballte drohend die Faust nach oben, aber der Graf reichte ihm die Arme entgegen. Da eilte er hinauf und warf sich vor dem Grafen nieder, die Kniee seines Herrn umwindend. Doch dieser zog ihn an seine Brust und umfaßte ihn fest, innig, ewig, denn er hielt das nie gekannte Glück in seinen Armen. — Soll ich Dir nun noch die Namen der Beiden nennen? Es sind die Kinder der Verzweiflung und der Liebe: der Verstoßene heißt Communismus, der Edlere Socialismus.

Heroismus unserer Zeit.

Das Mittelalter verlangte die Erhebung des Geistes auf Kosten des Leibes und brachte dadurch den Menschen in den jämmerlichsten Zwiespalt mit sich und dem Leben. Damals war der Leib, was jetzt das Geld ist. Die Tugend gebietet die Hintansetzung des Geldes, und die Nothwendigkeit fordert es als die erste Lebensbedingung. Wie der Leib der Träger des Geistes, so ist das Geld die Bedingung alles Höheren. Wie sich der Mensch geißelte, um in den Himmel zu kommen, so muß er sich jetzt geißeln, um nicht in den Himmel zu kommen. Unser grausamstes Marterwerkzeug ist das Geld.

Wenn ein Mensch ohne meine Schuld auf mich eingeht, um mich todt zu schlagen, darf ich ihn aus dem Weg räumen, das ist erlaubte Nothwehr. Wenn aber eine ganze Welt auf mich einstürmt, um mir mein Lebenselement zu rauben, um mir das Herz zu durchbohren, zu dem alle Lebensadern hin und zurückführen, da wird noch von mir gefordert, daß ich mich ruhig vernichten lasse.

Sieh', obgleich dies die Unmöglichkeit von mir verlangt, mehr verlangt ist, wie die Verläugnung des Körpers, so ist es doch das Gebot der Zeit. Ja, wir haben größere Helden, als das Zeitalter der Heroen. Wir haben Heroen der Redlichkeit, und Manchem ist Schwereres auferlegt, als die zwölf Arbeiten des Herkules.

Das Paradies der Erzengel.

Vor undenklichen Zeiten lebte ein Mann, der nahm Alles, was ihm gefiel und trug es in seinen Garten. Darauf zog er eine Mauer rund herum und nannte ihn Paradies. An das Eingangsthor stellte er seinen guten Freund, den Erzengel Gabriel, und sagte ihm die Parole; darauf legte er sich schlafen. Nun kam man von allen Seiten herbeigeströmt und wünschte in das Paradies eingelassen zu werden. Doch Jeder, der kam, mußte zuerst die Parole sagen. Aber nur die, welche dem Erzengel glichen, nannten das rechte Wort und wurden eingelassen; dagegen alle die, welche nicht mit Erz bepanzert waren, kannten es nicht, denn die Parole war: Erz, und darum kamen sie nicht hinein. Die Ersteren nannte man nun Erzengel und die Letzteren Heimathlose. Das dauerte lange, lange Zeit. Da erwachte der Langschläfer, und als er auf die Uhr sah und gewahrte, daß es bereits Mittag sei, da rieb er sich die Augen und nahm sich vor, nach der Wirthschaft zu sehen. Er berief einen großen Reichstag zusammen und verlangte, daß man sich über die Paradiesesfrage verständige.

Die Erzengel wunderten sich gewaltig, als die Heimathlosen in Schaaren daherzogen; noch mehr aber erstaunten sie, als sie den Erzengel Gabriel ohne Panzer und Schwert an der Pforte stehen sahen, der nun Jedermann ungefragt einließ. Nun fing das Examen an. Der Herr des Gartens wandte sich zu den Erzengeln und fragte: „Warum ist der Löwe König?"

„Weil er der Stärkste ist", antworteten sie.

Darauf wandte er sich zu den Heimathlosen und fragte: „Warum ist der Löwe König?"

„Weil er über die Thiere herrscht", erwiederten diese.

Darauf entstand ein gewaltiges Gemurmel unter den Erzengeln. Aber der Herr gebot Stille und wiederholte: „Weil er über Thiere herrscht!"

Schon gedachten die Heimathlosen unter dem Schutz des Gerechten auch ein Plätzchen im Paradiese zu finden, als dieser sagte: Meine Freunde, laßt Euch etwas vertrauen; Ihr glaubt das Paradies, worin der Löwe herrscht, sei das Paradies? Seht genau hin, es ist nur eine Menagerie. Hört, wie die Löwen und die Affen durcheinanderschreien. Und die, so Ihr für Erzengel hieltet, sind nur meine Thierbändiger und Menageriewärter."

Als die Erzengel erfuhren, daß es außer ihrem Paradiese noch Land gäbe, wollten sie schnell damit die Menagerie vergrößern und wandten sich daher nach der Pforte.

„Halt!“ rief der Herr, „jetzt gilt's die Parole zum Hinauskommen!“ Und siehe da, der Erzengel stand nun von innen am Thor und schwang das feurige Schwert gegen Alle, die dem Ausgang nahten. Da zogen sich die Erzengel zurück und nur Wenige gesellten sich zu den Heimathlosen.

„Herz!“ tönte es hier von allen Seiten, und während die Herzlosen zu ihrer Menageriebestimmung zurückkehrten, stürmten die Heimathlosen hinaus, das Paradies zu suchen.

Freiheit in der Nothwendigkeit.

Als Gott die Welt erschaffen hatte, sagte er zu den Menschen: „Ihr seid frei und könnt thun, was Ihr wollt; die ganze Natur steht Euch zu Diensten.“ Das ließen sich die Menschen nicht zweimal sagen und fingen an, in der ganzen Natur umherzustürmen. Aber als sie ans Wasser kamen, siehe da beschämte sie der Fisch; in der Luft der Vogel; die Sonne ging ihre eigene Bahn; die Früchte wollten nicht überall und nicht immer gedeihen; doch als nun gar Einer gegen den Andern rannte und Keiner weichen wollte, weil Einer so gut das Recht hatte da hinaus zu gehen wie der Andere, da begannen sie zu überlegen, wie es denn eigentlich mit der Freiheit gemeint sei. Und sie sagten zu einander: „Eine seltsame Freiheit, die Freiheit zu wollen, ohne zu können.“ Als dies von ungefähr ein Anderer hörte, entgegnete er: „Ich will Euch auf einem handgroßen Fleck beweisen, daß Euere Unfreiheit nur in Euerer eigenen Verkehrtheit besteht. Statt um den Berg herum zu gehen, verlangt Ihr, er solle sich um Euch drehen.“ Er nahm darauf ein Blatt Papier und ließ die zweifelnden Tadler ganz

nach Willkühr einzelne Punkte darauf hinzeichnen. Und nun entwarf er selbst nach diesen eine Zeichnung, welche in den einfachsten und harmonischsten Verhältnissen alle diese Punkte verband. Und je mehr sie die gegebenen Merkmale vervielfältigten, desto sinnreicher wurden die Bilder.

Ja, riefen endlich die Ungläubigen, wir sind besiegt! Nothwendigkeit ist die drängende Gewalt zu höherer Vollendung; Freiheit ist das Verlangen, dieser Nothwendigkeit zu entsprechen.

Freiheit der Ueberzeugung.

Ich erinnere mich, außer meinem Erziehungsglauben noch eine andere Behauptung gegen Dich vertheidigt zu haben. Ich stritt damals gegen die unterstellte Möglichkeit, der Mensch könne mit prädestinirten Anlagen zum Guten oder Bösen geboren werden, wie um meiner Seelen Seligkeit. Ohne den geringsten Beleg dafür angeben zu können, vertheidigte ich nur darum meine Ansicht, weil ich in die fürchterlichste Verzweiflung hätte stürzen müssen, wenn ich diesem noch ziemlich allgemeinen Glauben beigetreten wäre. Da hast Du denn den ächten Glauben und so blind wie möglich; daß es aber der rechte war, war der reinste Zufall; denn warum hattest Du ihn nicht, der Du doch in keiner Beziehung hinter mir zurückstandest? Weil er Dir nicht Bedürfniß war. Daraus zog ich nun so manche Folgerung; zunächst die, daß aller Glaube nur aus dem einem Jeden innewohnenden Trieb entsteht und, nach Verhältniß seiner Eigenthümlichkeit, sich da oder dorthin wendet und eben darum auch richtig wie verkehrt sein kann; daß dieser, wenn er stark ist, ebensowohl zu starkem Glauben, wie zu starkem

Unglauben führen kann, und daß ihn nur die äußeren Verhältnisse in Zusammenwirkung mit den inneren bestimmen. Da es aber längst entschieden ist, daß etwas an sich weder gut noch böse sein kann, so ist es wunderbar, wie die Menschen dennoch die Dinge nicht im Verhältniß zu den Dingen selbst betrachten und nach wie vor Gott, Tugend, Sittlichkeit, Religion, Glaube, auf den einen Fleck festbannen, den sie im Auge haben, während doch Jeder von ihnen einen andern Punkt ins Auge faßt. So lange die Freiheit des Glaubens oder der Ansichten nicht allgemein anerkannt ist, muß nothwendig Götzendienst und Feindseligkeit herrschen. Was ist mir Gott und Welt, wenn ich mir keine Vorstellung davon mache? Wenn ich an Gott, als den Inbegriff von Allem, glaube, so muß ich, um wirklich an etwas zu glauben, mir gewisse Eigenschaften von ihm denken. Die Tugend z. B. Aber auch diese muß wieder auf etwas angewandt werden, wenn sie kein leerer Begriff sein soll; das heißt, sie muß im Verhältniß zum Menschen betrachtet werden; denn Gott kann doch wahrlich keine Tugend haben. Welche Tugend soll nun die allgemeine sein? Die des Sokrates, oder die des Brutus, oder die Luthers? Jeder stellte in sich ein Tugendbild dar, aber keines davon läßt sich als das allgemeine, nothwendige, ewige bezeichnen. Will man aber die Tugend Jesu als die einzige erkennen, so ist sie nur darum die einzige, wenn sie die allumfassende oder freie ist; ihre Vollkommenheit beruht

in ihrem Glauben, welcher die Freiheit des Glaubens ist.

Wie man sich Christus denkt, ist er ohnstreitig das vollkommenste Muster menschlicher Tugend, und eine andere kann es nicht geben. Aber er selbst stellte als solches zugleich das vollkommenste Muster der Glaubensfreiheit dar. Er suchte seinen Glauben auf Kosten jedes anderen geltend zu machen. Sogar den Träger, die Offenbarung seiner selbst, seinen Körper opferte er seinem Glauben.

Aber welche verkehrte Glaubensansicht, welcher Glaubensfanatismus erweckte dieser äußerste Act der Glaubensfreiheit. Wie verkehrten nun die, welche sich zu diesem Glauben bekannten, die Freiheit in Unfreiheit; wie drangen sie *ihren* Glauben auf, statt dem christlichen, welcher nur durch Glaubensfreiheit zum alleinigen werden, nur durch sich selbst, nur durch seine Vollkommenheit sich geltend machen durfte. Welches endlose Unheil entstand dadurch, daß Christus nur mittelbar die Heiligkeit des Körpers darzuthun vermochte. Was man zugleich als seine größte That, als die Besiegelung seines Glaubens ansah, das Opfer seiner selbst, das sollte von seinen Anhängern nur wieder als Nichts betrachtet werden, indem sie den Körper und die eigene Person als das verächtlichste Gut behandelten. — Erheben wir uns nicht allzusehr über den mittelalterlichen Gesichtskreis, was ist uns das eigene wahre Ich?! Wir kreuzigen uns und Andere

noch täglich um unseres und nicht um des Glaubens willen.

Wir glauben uns so weit über jenem Gesichtskreis, weil wir unsere religiösen und sittlichen Ansichten Anderen nicht mehr gewaltsam aufdringen, und wir gebrauchen oft tausendmal stärkere Mittel dieses Ziel zu erreichen. Werden nicht schon die Kinder zum herrschenden Glauben der Selbstsucht und Unduldsamkeit durch Lehren und Beispiel herangebildet, wie die Kinder der Räuber zu Räubern? Wo unser schützendes Amulet, Geld oder Geldeswerth, fehlt, ist die Freiheit des Denkens und Handelns dem tückischsten Zufall preisgegeben. Gilt uns eine menschliche Handlung nach ihrem eigenen Werth, betrachten wir sie im Verhältniß zu den sie bestimmenden Ursachen? Nein, wir beurtheilen, wir bestrafen sie sogar nach dem Verhältniß zu uns, zu unserm Vortheil oder nach unseren Ansichten. Wage es doch Jemand eine eigene Ueberzeugung geltend zu machen, einer Tugend, einer Wahrheit nachzustreben, wenn er nicht mit dem Paß der Unabhängigkeit versehen ist! Jeder Schlag des Schicksals gilt als eine wohlverdiente Strafe; ein Arm nach dem anderen bewaffnet sich gegen ihn, bis ihn zuletzt eine Mauer von Speeren vom Leben trennt. Aeltern, Geschwister und Kinder sind mit ihm gebrandmarkt; an jedem Eingangsthor des Glückes werden sie als Heimathlose vertrieben. Ja, der Mensch ist gezwungen zur Tücke und Heuchelei, wenn er nicht die Kraft hat, einem

ehernen Schicksal zu trotzen. O Freiheit der Ueberzeugung, wann wirst du dich aus den Fesseln erniedrigender Lebensbedingungen, aus den Henkershänden der Nothwendigkeit befreien?! Sclaven der Gewohnheit, fanatische Priester des eigenen Verderbens, blickt um Euch und gewahrt die Fülle des Glücks, die Ihr im feindlichen Ringen um eine Distel zertratet!

Sonst und Jetzt.

Langsam aber sicher rollt ein Stein nach dem anderen von der alten Ringmauer hinab in die ewige Vergessenheit. Zukunft und Vergangenheit, Tag und Nacht! Wie war es doch in dieser Vergangenheit so trüb und enge. Das war kein Leben, das war ein ächzendes Verschmachten, ein Verkriechen unter die Dachtraufe. Wenn diese krämerhaften Schicksalsbetrachtungen, diese pedantischen Nothwendigkeitsregeln zerfallen wie die Klostermauern; alle jene Gesetze, die ich so knechtisch widerstrebend befolgte, die mir das Dasein als eine Marterkammer erscheinen ließen, die mir den Glauben, das Leben als Prüfungszeit zu betrachten so anschaulich machten! — Wie beglückt fühle ich mich, dies Alles, gleich Schutt und Trümmer, hinter mich werfen zu können; wie beseligt, mein Gefühl gerechtfertigt zu sehen! Ja ich wage es, Euch zu trotzen, Pharisäer! Gewohnheitsknechte einer verderblich gewordenen Moral, Ihr wißt nicht, welche Kraft der erringt, der Euch aufrichtig verachten lernt!

Wenn die gleichgültigen oder gedrückten Egoisten einen Begriff von der Wonne wahrer Freiheit hätten, von dem Bewußtsein innerer Unabhängigkeit, sie würden

sich gewaltsam aus ihrer Todtengruft herausarbeiten. Wer sich in dieser halbentfesselten Zeit von sclavischer Convenienz lossagt, wer sich befreit von der Bürde der Heuchelei und des Selbstbetrugs, thut es noch immer auf seine Kosten; aber ihn hebt das Bewußtsein, daß er nicht ganz allein steht, daß er doch von Einigen verstanden und gebilligt wird, daß er nicht mehr der Verachtung anheimfällt. Nur allein das Bewußtsein dieses Befreienkönnens ist schon erhebend; sich nicht mehr bei jeder Lebensregung verurtheilt zu fühlen, nicht mehr die besten Empfindungen wie Verräther in der Brust bergen zu müssen, nicht mehr aus Furcht vor gänzlicher Mißdeutung, wie ein heimlicher Verbrecher vor Andersdenkenden fliehen zu müssen, welche Beruhigung, welcher Genuß! Sonst glaubt' ich wohl eine Maske zu tragen, bis ich erkannte, daß ich oft allein der einzige Unmaskirte im hölzernen Puppenspiel war. „Unter Larven die einzige fühlende Brust.“ Ja, ich litt nicht allein unter diesen seelenlosen Irrlichtern. Aber die Menschen kannten sich nicht in der Finsterniß, sie stiegen vereinzelt und düster den steilen Berg hinan. Der Instinkt leitete sie hinauf in die freiere Bergluft, wo sie nun entzückt einer glänzenden Morgenröthe entgegenjubeln!

Mehr als große Dichter thut uns Noth.

Ja Dichter, große Dichter thun uns Noth, sagen Sie, und wünschen dem Vaterland einen Göthe mit Schiller'schem Herzen. Ich wünsche ihm nicht einen, sondern 38, für jeden deutschen Bundesstaat einen solchen, und füge noch den frommen Wunsch hinzu, daß ihre Aussprüche in der Gegenwart so einflußreich, so unangetastet und orakelgleich bei Hoch und Nieder wären, wie die jener Beiden zu ihrer Zeit.

Ich füge noch eine Bedingung der Nothwendigkeit hinzu: es müßten nicht nur energische, aufopferungsfähige Charaktere sein, sondern auch solche, die mit ihrem geistigen Gewicht uns zugleich den Werth ihres Charakters durch Thaten heroischer Selbstverleugnung fühlen ließen, Menschen, die mit hinreißenden Dichtungen auch ergreifende Handlungen verbänden. Der äußerste Grad von Egoismus, in dem wir verstrickt sind, erfordert laut sprechende Contraste. Als Rom durch Appius Claudius in verhaßten Banden gehalten wurde, vermochte nur die Leiche der Virginia und der Anblick ihres Vaters, mit bluttriefendem Messer in der

Hand, womit er seine eigene Tochter geopfert hatte, die Gemüther zur That zu entflammen.

Entsagte, der Freiheit zu opfern, ein Fürst seinen Privilegien, ein Bischof seiner Stellung und Einkünfte, das würde unberechenbare Früchte tragen, das würde der Freiheit einen nie gekannten Reiz verleihen.

Ronge hat durch eine einzige That einer unabsehbaren Folge von Begebenheiten Bahn gebrochen. Weniger durch das, was er sagte, als daß er es sagte, hat er gewirkt. Er hat Energie, er hat Charakter gezeigt. Das ist es, was unsere Zeit reizt, weil es so selten ist und so wenig Gelegenheit hat, sich zu zeigen.

Betrachten wir eine größere Zeiterscheinung. Das Höchste was in ihrer Sphäre zu erreichen war, hat Georg Sand gethan. Darum hat auch sie so enormen Erfolg. Glauben Sie, ihr Talent, ihr Genie habe dies allein vollbracht? Und wenn Tausende ihr Talent besäßen, es gäbe doch Wenige darunter, die ihren Geist, ihren Muth, ihre Thatkraft hätten; Wenige die sich, wie sie, ihrer Ueberzeugung opferten. Wie vervielfältigt sich Alles dadurch, daß sie eine Frau ist. Dadurch, daß sie Schranken, die sie nicht anerkennt, niederwirft; daß sie die Vorurtheile geißelt, hat sie sie aufgereizt, ihren Fanatismus gegen sie selbst zu wenden. Sie hat, wie jener Schweizer, eine Bahn in die feindlichen Reihen gebrochen, indem sie, so weit ihre Arme reichten, die Lanzenspitzen der Feinde zu-

sammenfaßte und in die eigene Brust drückte. Georg Sand ist eine kühnere Verfechterin der Freiheit als die Kühnsten, indem sie Schranken bekämpfte, welche nicht nur im Bestehenden, sondern auch in tausendjährigen Glaubensartikeln festen Halt hatten. Sie ist als Frau größer, wie Jene als Männer, weil sie ihrem Glauben das eigene Ich darbrachte, wie Abraham seinen Sohn. Georg Sand erfüllt mit Recht mit einer Begeisterung, die nichts unüberwindlich scheinen läßt; das ist die ächte Probe ihres eigenen Feuers.

Doch ich wollte Ihnen eigentlich nicht von ihr sprechen; ich führe sie nur als Beispiel dessen an, was unserer Zeit Noth thut: Geist, Talent, Muth, Selbstverleugnung, Seelengröße in Einer Person. —

Und was hat sie der That nach erreicht?

Nur langsam voran.

Ja, ich bin vollkommen Ihrer Meinung. Es fehlt der Gegenwart weder an Geist, Talent, noch Energie, aber es fehlt ihr an Begeisterung, an Selbstverleugnung, an Aufopferungsfähigkeit; denn gerade dieser bedarf sie beinahe mehr als Geist und Talent.

Was würde uns ein Eroberer der Freiheit nützen, wenn ihn ein napoleonischer Geist beseelte? d. h. wenn er auf Kosten der Freiheit die Freiheit erringen wollte? Unsere Freiheit kann nur noch durch Seelengröße gewonnen werden. Die Zeit ist voll Selbstsucht und der Selbstsucht imponirt nur Selbstverleugnung, wie allem Niederen das Hohe.

Was fehlt uns denn eigentlich? Bereitwillige Kräfte und Mittel zum Aufbauen, dann fällt das Morsche von selbst zusammen.

Da dies aber ebenfalls zu den frommen Wünschen gehört, so fange ich an, die Vorzüge von etwas, das eigentlich meiner Natur zuwider ist, zu erkennen, nämlich: daß wir als Surrogat, in Ermangelung des Großen, einstweilen im Kleinen wirken sollten, und den Vorrath von Energie und sonstigem Material, das

man in kleinen Kreisen auftreiben kann, so gut wie möglich zu verwenden.

Wir bedürfen nur der Bewegung, nur der Anfänge, um die Menschen auf sich selbst und das Verlangen der Zeit aufmerksam zu machen. Die Vernunft ist mit Gottes Hülfe so weit gediehen, daß sie nicht mehr allzulange gegen ihren eigenen Vortheil streitet.

Auch sehe ich ein, daß Etwas thun, immer besser ist, als mißmuthig und unthätig auf das Bessere harren.

Die kleinste Bewegung lehrt uns etwas, und sollte sie nur unsere eigenen Geheimnisse ausplaudern, wie das Schilf die des Königs Midas. Ihnen habe ich nicht nöthig zu sagen, daß ich kein Freund des allmähligen Fortschrittes bin, des besonnenen, historischen, oder wie die Adverbien des Fortschritts, im Sinne des Rückschritts, heißen — aber wer an Hoffnungen einen von Vater auf Sohn erbenden Bankerott übernimmt, wie wir, der begnügt sich zuletzt mit einer Bettelei. Wenn man bedenkt, welche Fortschritte wir seit 1830 gemacht haben, glaubt man zu träumen; sieht man sich aber um, auf welchem Standpunkte wir stehen, wird man wieder nüchtern. Wir fassen den allmähligen Fortschritt, den reellen, der uns so nüchtern macht, unrichtig auf, oder vielmehr, er stellt sich uns so unrichtig dar.

Allmählig fortschreiten, heißt nicht langsam auf der Chaussee weiter ziehen mit dem was man bereits hat, sondern einen Kreis beschreiben, um Alles mit einzu-

schließen. Aber wer zeigt den Weg, als ein freier Liberaler, dem der Haupterfolg verloren geht, weil er frei ist und liberal. Wer, außer dem Schriftsteller, zu dessen Geschäft es gerechnet wird, verlangt Preßfreiheit; wer, außer ihm und den Advokaten, verlangt Oeffentlichkeit der Gerichte? Lauter vogelfreie Geschöpfe, die der besonnene Fortschritt in den Bann gethan hat. Träte einmal ein Minister oder Präsident auf und verdammte das, was er zu vertheidigen hat, das würde von Wirkung sein. Ich halte dies für keine Unmöglichkeit, und es ist nur darum begreiflich, daß noch kein Minister zum Demagogen wurde, weil auch noch kein Demagog Minister ward. Bei Gott ist kein Ding unmöglich; ich glaube in unserer Zeit an Alles. Es kann im umgekehrten Sinn auch einmal ein Gregor VII. so lange gebückt gehen, bis er Papst ist und dann den Kopf hoch aufrecht tragen. Die Freiheit ist nicht mehr nur das Verlangen der als liberal Bekannten, es ist das sich überall in allen Lebensverhältnissen geltend machende Bedürfniß, die alleinige Nahrung, der Inhalt unserer Zeit. Selbst die Illiberalen können ihren Anforderungen nicht widerstehen. Sie lachen wohl über mich, wenn ich die Ueberzeugung ausspreche, daß sich in der Kürze die ärgsten Stillstandsvertreter bedingungsweise einen tüchtigen Schritt gefallen lassen? Ein unmündiges Volk ist wie eine Heerde Schaafe im Pferch zu halten, aber flügge gewordene Vögel, so oft sie die Köpfe über's Nest hinaus strecken, immer wieder

zurückzudrängen, das wird zuletzt Jeder müde. Aber wissen Sie, woran es liegt, daß wir über unsere nächsten Interessen zu keinem rechten Entschluß kommen? Wir sind in Gedanken unserer Zeit zu weit vorangeeilt, oder vielmehr, diese ist zu weit hinter ihnen zurückgeblieben; darum genügt uns das Kleine, was geschehen könnte, nicht neben dem Großen, was geschehen müßte, und darum geschieht gar nichts. Wir sind zu kosmopolitisch, um politisch zu sein. Wir wollen nicht nur sehr Vieles, wir wollen wirklich jetzt lieber Alles. Wir wollen Allen und Allem gerecht sein, Nichts davon ausschließen. Darum rücken wir so langsam mit unserer Heeresmacht vorwärts. Eben deshalb, weil wir die wahre Freiheit wollen, die Allen gerecht ist, geschieht nichts, was in seinen Folgen ungerecht werden könnte. Die französische Revolution übt einen so nachtheiligen wie vortheilhaften Einfluß auf die Gegenwart. Sie hebt stets ihr blutiges Haupt warnend in die Höhe und erstickt so jeden kühnen Entschluß der Seele. Hätte die Freiheit noch wie ehemals ein napoleonisches Gewissen, sie nähme die Besten und Leichtberittensten ihrer Fahne, ließe den schwerfälligen Troß im Stich und fiele so dem Feind unvermuthet in den Rücken, wo er es am wenigsten erwartete.

Deutsche Gründlichkeit.

Wir Deutsche sind so gründlich und gerecht, daß wir bei jeder neuen Rechtsentwicklung uns freuen, die vorhergehende nicht mitgemacht zu haben. Wir wollen nicht eher einer Sache beitreten, bis wir den vollen Inhalt der Wahrheit in ihr erkennen. Weil wir so absolut gerecht sind, werden wir gewiß das rechte Recht zuletzt noch erfassen und wahrmachen, wenn nicht bis dahin eine andere Weltordnung entstanden ist. Wir dringen, wie keine Nation, bei jeder neuen Zeitentwicklung bis ins Innerste derselben, und wenn wir dort angelangt, ist eine neue erschienen. Wir spielen mit dem Zeitgeist Katz' und Maus; wenn die Maus im Kreis ist, sind wir außerhalb, wenn sie heraus ist, sind wir darin. Wir verändern nichts am alten Unvollkommenen aus reiner Liebe zu dem Vollkommensten. Während wir nun auf das perpetuum mobile der Vollkommenheit warten, drehen wir eifrig an der alten Handmühle. Sind wir, wie man sagt, die innere Triebkraft des Fortschritts, so wirken wir in der That wie die unsichtbare Gottheit. Wenn die deutsche Philosophie nicht wäre, wir hätten niemals gelernt, wie

man über einen Graben gelangt. Der Franzose springt hinüber, und wenn er zehnmal hineinfällt, nimmt er zum eilftenmal einen Anlauf. Der Engländer kommt noch besser hinüber, er füllt ihn mit Menschen aus und kommt trockenen Fußes auf die andere Seite. Der Deutsche aber legt sich quer über, mit dem Kopf jenseits, mit den Beinen diesseits, und läßt so die Andern über sich hinaus schreiten. Wenn sie nun Alle angekommen sind, ziehen sie auch ihn nach.

Neutrale Vermittler.

Diese neutralen Vermittler sagen: Wie gut, daß die politische Aufregung erschien und die Menschen aus dem Schlafe rüttelte. Wie gut, daß ihr so energisch entgegengewirkt wurde und wir keinen Aufstand hatten. Wie gut, daß jene ersten Tollkühnen eine Windmühle für einen Riesen ansahen, sie zeigten uns dadurch, wie unrecht, wie verkehrt solche Mittel zum wahren Fortschritt sind. Wie gut, daß damals die Gerichte so hart verfuhren, dadurch stellte sich die Nothwendigkeit eines andern Gerichtsverfahrens heraus. Wie gut überhaupt Stoß und Gegenstoß, denn dabei können wir neutralen Vermittler uns über das Für und Wider einer Sache bedenken. Wie gut, wie gut —— Wie schlimm, wie schlimm das Alles! Wie schlimm, daß sich das Bessere erst durch Irrthümer und Opfer durchkämpfen muß. Wie schlimm, daß sich der Widerstand mit Bewußtsein gegen das Bessere stemmt. Wie schlimm, daß die neutralen Vermittler durch Stillstand den Widerstand verstärken. Sie erkennen nicht, daß man nur dann neutral ist, wenn man auf keiner Seite dem Unrecht beitritt, und nur dann vermittelt,

wenn man auf jeder Seite das Rechte hervorhebt. Vermitteln heißt das Wahre und Unwahre von zwei entgegenstehenden Dingen ermitteln. Sie thun, als ob der Widerstand müsse erschaffen werden. Sie wissen nicht, daß eine Kugel nicht weiter fährt, als sie Kraft hat. Weil sie sehen, daß sich die Weltordnung durch Stoß und Gegenstoß erhält, fürchten sie sie aus den Angeln fallen zu sehen, wenn nicht jedem Verlangen die Weigerung auf dem Fuß folgt. Diese unglücklichen neutralen Vermittler, welches trostlose Geschäft der Danaiden haben sie sich erwählt! Was ist ihnen die Wahrheit, die sie nicht suchen?! Der Apfel, der ihnen auf die Nase fällt, die gebratene Taube, die ihnen in den Mund fliegt, die Wurst, die sie an die Nase gewünscht und nun wieder herunter wünschen müssen?! Die Wahrheit aber ist wie die Mathematik, sie beruht auf Gründen. Darum sind diese Neutralen nicht nur schlechte Mathematiker, sondern auch nichts weniger als Vermittler, indem sie mit der einen Hand geben, was sie mit der andern nehmen; ihr Thun ist gleich Null.

Zu diesen nun, meine liebe Freundin, gehörst Du und die Mehrzahl unserer lieben Frauen, für welche es sich auch gar nicht schicken würde, an einer Begebenheit Antheil zu nehmen, die nicht in ihren Kirchsprengel gehört. Welches Unglück, wenn die Welt erführe, daß eine weibliche Seele von einem menschlichen Funken durchglüht wäre! Ihr vor Allen seid

die Vestalinnen des Indifferentismus, die das heilige Feuer nicht erlöschen lassen. Ihr barmherzigen Schwestern zupft so eifrig Charpie für das Geschehene, wenn Ihr aber durch eine einzige Freimüthigkeit allen Wunden vorzubeugen vermöchtet, Ihr würdet Euerer Weiblichkeit nicht zu nahe treten. Ja die Neutralität und die Weiblichkeit haben Ein Princip: die Indifferenz des Egoismus. Nie gab es eine Zeit, in welcher sich ächte Weiblichkeit und ächte Neutralität glänzendere und für ewige Zeiten Anerkennung erringen konnte, als die unsere; nie noch that das weibliche und das vermittelnde Princip der menschlichen Gesellschaft nöthiger als jetzt.

Wer trägt die Schuld bei Ausbruch des Feuers?

Keine Ansicht bemüht sich so mit dem Vogel Strauß um die Wette den Kopf in den Sand zu stecken, als die noch immer geltende: alle Unruhen, alle bewegende Ideen würden von der liberalen Partei und namentlich von deren literarischen Vertretern erzeugt. Wer weiß, wie der Wind entsteht und zum Sturm wird, der weiß auch, wie sich revolutionäre Ideen erzeugen und zum Aufruhr steigern. Ich will einmal die alte abstruse Behauptung annehmen, alle liberalen Schriftsteller seien nur um des eigenen Vortheils willen liberal. Wie gelangten sie denn aber zu diesem Vortheil, wenn sie wirklich einen erlangen? Bietet der verwahrloseste Bauer dem Charlatan Geld, um sich einen Beinbruch andichten zu lassen? Doch das wollen sie auch nicht damit sagen; sie behaupten nur, der Charlatan benutze den wirklichen Beinbruch zu einer chirurgischen Abhandlung und lasse sich bezahlen, für die gebotenen Mittel sich selbst zu kuriren. Aber die Leute im Dorf werden sich schwerlich mit diesen Salben einreiben, bevor sie noch selbst das Bein gebrochen, und

auch nicht die chirurgische Abhandlung anschaffen, aus Theilnahme an dem Leidenden.

Um dieser Strauß-Phantasie den äußersten Spielraum zu geben, werde angenommen, der ganze Liberalismus bestehe aus einer Compagnie geworbener Söldlinge; aus übergelaufenen feigen Reichsknechten, Charlatanen und gewissenlosen Aufwieglern. Müßte er nicht wenigstens die Bezeichnung, die Bilder, womit er aufzuwiegeln gedächte, der Wirklichkeit entnehmen, und wenn er Fabeln dichtete und deren Geist nicht aus seiner Zeit schöpfte, wie könnten diese Fabeln die Gemüther erhitzen?

In Shakespeares Cäsar findet man die Gewalt der Ueberredung aufs einleuchtendste dargestellt, indem Antonius die Wuth des lenksamen Pöbels gegen Brutus aufreizt, dem es eben zuvor Beifall zugejauchzt hatte. Aber welche geringe und vorübergehenden Motive der Empörung waren das Testament Cäsars und alle feindlichen Ausfälle gegen Brutus, wenn sie keinen tieferen Grund berührten? Die Gährung lag im Volk und jeder Windhauch mußte den Funken zur Flamme anfachen. Die Fäden einer neuen Gestaltung waren bereits gesponnen, als sie Antonius und Brutus, Freund und Feind, zu fassen suchten. Ein Verläumder kann zwar mit einer reinen Lüge Unheil stiften, aber deren verderbliche Folgen würden aus andern Ursachen hervorgehen. Wenn ich zum Fenster hinaus „Feuer!" rufe, kann ich die ganze Bevölkerung erwecken, aber das

Feuer selbst kann unmöglich daraus entstehen, noch irgend ein Schaden, welchen nur das Feuer selbst hervorbringen kann. Wohl können aus falschen Angaben die schlimmsten Folgen erwachsen, aber man könnte leicht darthun, daß deren größter Theil der Nachlässigkeit, der Verkehrtheit und falscher Voraussetzung, mit welcher sie aufgenommen werden, zukommt. Göthe sagt: „Ich habe gefunden, daß Mißverständnisse und Trägheit mehr Irrungen in der Welt machen, als List und Bosheit." Die Trägheit besonders, der gläubige Unglaube an Wahrheit ist es, welcher den zündenden Funken der verderblichen Stelle entgegen führt.

Da das Feuer nur aus einem zündenden Funken und dieser nur durch Brennstoff entstehen kann, also revolutionäre Ideen nur aus revolutionirenden Grundlagen hervorgehen können, so ergibt sich, daß diese weder vom Schriftsteller ausgehen, noch ihm ein Ausbruch derselben zuzuschreiben ist. Weder das Auge, das ein rauchendes Strohdach sieht, noch der Mund, der es verkündet, trägt die Schuld am ausbrechenden Feuer, sondern die blinde Befangenheit, welche nur den Rauch im Schornstein sieht.

Schutz gegen Ansteckung der Ideen.

Es gibt Familien, in welchen man die Kinder gegen die Ansteckung neuerer Ideen wie mit einem Cordon umzieht. Die klugen Familiencensoren, die den Geist streichen wollen; und welchen Geist!? Einen, der sich mit dem Puder in die Perücke schmuggelt und dem Perückenstock auf der Nase herumkrabbelt, daß er seinen Stockschnupfen wegnießen muß. Diese vorsichtigen Menschen, die ihre Kinder nicht turnen lassen, damit sie ihre gekräftigte Natur nicht zu lebenskräftigen Empfindungen zwingt; die ihnen die Wage der Gerechtigkeit nicht in die Hand geben, damit sie nicht die unrechte Schale füllen; die ihnen die Augen verbinden und sie am Leitseil die alte Straße entlang nach sich ziehen. Was ist Freisinn anders, als daß sich der Sinn nicht blenden läßt, daß er frei nur das sieht, was er sieht?

Das Verlangen, das zu Hause nicht befriedigt wird, entschädigt sich doppelt außerhalb, und hier ohne alle Leitung.

Ein junger Mensch kommt auf Universität, auf Reisen, überall wird er Stoff finden, seine Eigen-

thümlichkeit zu entwickeln, oder auszuarten, wenn nicht zuvor ein Grund zur Selbstständigkeit gelegt wurde. Man confiscirt ein neues Buch und Unzählige schöpfen aus alten Büchern dieselben Ideen, die in diesem neuen standen. Man hat nicht nöthig nach Paris zu reisen um bewegende Ideen zu sammeln. Man kommt nach England, erblickt Gutes und Schlimmes; die Verfassung, die Maschinen, die Fabriken, die Armuth, und wird zu Gedanken und Thaten angeregt. Ja es können uns beim Anblick der chinesischen Mauer die revolutionärsten Ideen erfassen. Man glaube doch ja nicht, einen Trieb, der in dem Menschen liegt, durch die Umgebung unterdrücken zu können. Welchen Einfluß diese auf uns hat, ist nicht zu leugnen. Mein Umgang, die Straße, in der ich wohne, meine Nachbarn, die Bücher und Zeitungen, die ich lese, Alles dies bildet mein Wesen; aber kein Gott kann wissen, wie sich dies zusammen zu meiner Natur verhält und welche Einwirkung diese verschiedenartigen Bestandtheile auf mich haben. In der drückendsten Umgebung kann sich der freieste Geist bilden, und die leiseste Berührung erweckt ihn zur lebendigen That. Wollte man doch jetzt nicht mehr nach alten Regeln handeln, nicht mehr denken, ich mache es so wie meine Vorgänger und so wird es auch dasselbe Resultat haben. Wer einen Cordon gegen Ideen ziehen will, weiß nicht, daß sein gefährlichster Gegner innerhalb desselben ist. Was sind ihm Ideen? Sie liegen ihm so entfernt

wie die Gestirne. Er weiß nicht, daß die Ideen der Gegenwart aus allen Elementen emporsteigen, daß er selbst sich unbewußt damit nährt; daß es keine körperlosen Wesen sind; daß die Steine reden; daß die ganze Natur eine verständliche Sprache erhält. Gehen die Ideen vom Neuerer aus, vom Schriftsteller, nicht eben so vom Maler, vom Bildhauer, von jedem Künstler, vom Handwerker und Fabrikanten? Und wer lehrte sie diesen? Die Natur, die Natur lehrte die Natur verstehen.

Wer der Schädlichkeit neuerer Ideen Einhalt thun will, der suche die Schädlichkeit der alten zu erdrücken.

Besteuerung des Armen.

Welches sind denn aber eigentlich diese verderblich gewordenen Zustände, welche sich so feindlich gegen das allgemeine Wohl stemmen? Die ganze Menschheit bemüht sich zu helfen, wo und wie sie kann. Nie geschah so viel und nie hörte man so viele Klagen. So fragen die mitleidigen Seelen, die nicht begreifen können, warum sich ein durchlöchertes Faß nicht füllen will; die mehr geben als ihre Kräfte vermögen und doch nicht einsehen, daß mit Palliativmitteln nicht mehr zu helfen ist. Unsere Zeit gestaltet sich immer mehr zu einer Charitée, voll von barmherzigen Schwestern und Brüdern, die helfend die Hand reichen. Aber sie verbinden nur und heilen nicht, denn die Wunden sind tiefer. Wollte man nur einige der schlimmsten Uebel nennen, so müßte man sie unter Geltungsnamen bringen. Armuth, Noth, Unterdrückung, Hülflosigkeit, Ungerechtigkeit, das klingt Alles wie Eines, und doch begreift jedes unzählige Antworten in sich. Aber sie fließen alle aus einer Quelle. Das Isolirungssystem erzeugt die Selbstsucht und aus ihr entstehen alle Uebel, und nie haben sich diese greller gezeigt als in der Gegenwart.

Was vor Zeiten gut und gerecht schien, weil es den vorhandenen Mitteln besser entsprach — worunter ich auch die mangelnde Erkenntniß begreife — das kann jetzt ungerecht und grausam sein. Einem Armen zollte man Mitleid und ein Allmosen, jetzt verlangt der Bedürftige, daß sich Mitleid in Pflichtgefühl wandle; er will nicht nur von augenblicklicher Noth befreit, sondern auf immer der Möglichkeit derselben entzogen sein.

Was resultirt aber daraus, daß der Selbstsucht Thür und Thor geöffnet ist? Es ist berechnet worden, daß nie wieder eine Hungersnoth eintreten kann, und wir haben mitten im Ueberfluß Verhungernde.

Der Reiche hat, abgesehen davon, daß sein Credit allein ihm schon unberechenbaren Gewinn aller Art bringt, auch die Mittel in Händen, große Vorräthe in bester Qualität, zu den billigsten Preisen, zur rechten Zeit und aus der besten Quelle zu erhalten. Dies nimmt verhältnißmäßig ab, je weiter es hinunter geht, bis zuletzt der Arme in Zeiten der Noth die erfrorenen Kartoffel, die vertragenen Kleider und alle Bedürfnisse nicht nur verhältnißmäßig, sondern wirklich theuerer bezahlt wie der Wohlhabende die guten, indem ja der ganze Gewinn auf diese Noth berechnet ist.

Ich kann in dem zunehmenden Bekanntmachen dieser Zustände nur ein gutes Zeichen und einen immer stärkeren Ableiter derselben finden. Der Einzelne ist voll Mitleid und Erbitterung über die Ungerechtigkeiten, die er täglich gewahrt, und vermag doch nichts zu thun,

als die allgemeine Theilnahme darauf zu lenken. Da diese Mißstände wirklich sind und so leicht ausarten und ausarten müssen, so können diejenigen, welchen es ernstlich um Erhaltung der Ruhe zu thun ist, kein wirksameres Mittel zur Abwendung der Gefahr ergreifen. Mit der alten Weise der Aufrechterhaltung der Ordnung ist es nicht mehr gethan, nicht mit vorübergehendem Beistand, nicht mit Erhaltung der Armen, sondern allein mit durchgreifenden Aenderungen. Durch Verbote und Strafen ist so wenig dem Wucher zu steuern, wie dem Hunger und der Noth; das dringendste Erforderniß unserer Zeit ist ein geordneter Verdienst der ärmeren arbeitenden Classe.

Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun.

Eine große Dürre herrschte im Lande. Die Quellen versiechten, die Bäche verrannen, die Luft ward schwül, alle Kehlen dursteten, die Nachtigall und die Lerche verstummten, die Bienen gaben nur noch Wachs und keinen Honig mehr.

Da regte sich im Boudoir ein Gerassel von Federn; der Schwindel der Trockenheit ergriff die aristokratischen Federhalter und sie beschworen die Geister der Wasser herauf in das Dintenfaß der Erquickung. Unzählige Denkmäler erhoben sich, den Zorn Neptuns zu wenden. Der Puder tauchte sich in die Pommade der Aesthetik und die Zöpfe sprudelten Humanität. Es schwirrten und summten und regten sich die Insekten und Ameisen, dem allseitigen Durst abzuhelfen.

Da erhoben sich die Seelen der Betschwestern und zogen in die der Charitinnen. Venus war gestorben und die Charitinnen versahen nur noch Dienst bei der Charité. Was die Seelen ehemals dem Himmel leisteten, spendeten sie jetzt der Erde. Sie sammelten Wasser aus den Rinnen und trugen es in den Strom.

Die Geister der Trockenheit empfingen die Dienerinnen der Liebe mit lautem Beifall; sie bauten ihnen Altäre, umwanden sie mit gemachten Blumen, deren Reize den verwelkten in nichts als an Frische nachstanden. Die Charitinnen beseelten nun alle Feste. Die Atlasschuhe huldigten ihnen auf den Parketböden, die Glacéehandschuhe am Whisttisch, die Kehlen sangen in Wohlthätigkeitsbegeisterung: „Vivat Champagner!" die Instrumente rauschten Mildthätigkeit, die Sonne des Mitgefühls brannte so heiß in den Gaumen, daß selbst dieser sich des allgemeinen Fiebers nicht enthalten konnte und Schildkröten, Champignons und Trüffeln den Charitinnen weihte. Die Papiergeister reizten die vertrockneten Augen zu einer Thräne des Erbarmens; doch jemehr den Charitinnen zu Ehren getanzt, gesungen, gespielt, geschrieben, gesprochen und gegessen wurde, desto ärger ward die Trockenheit, desto mehr durstete und schmachtete Alles nach Erquickung, und nur die Charitinnen erndteten das erpreßte Naß und trugen es fort, immer weiter fort in den Strom. Immer entsetzlicher ward die Dürre und immer reicher die Fülle der Trockenheit. Blumen und Federn, Leder und Papier, Porcellan und Glas, Holz und Steine spiegelten Glanz und Fülle nnd heuchelten die fehlende Frische. Da erbarmte sich Neptun des durstenden Alls: es sprudelten die Quellen und erhoben sich hoch wie die Berge; es rauschten die Bäche und eilten den Flüssen entgegen; die Erde that sich auf und schickte allmächtige Dämpfe;

der Himmel sendete regengefüllte Wolken; das Meer drang in breiten Strömen ins Land. Aus allen Regionen sendete Neptun seine Geister, das verschmachtende All zu erquicken.

Doch wehe, wehe! tönte es von den Geistern der Trockenheit. Besen, Besen, sind's gewesen! riefen sie Alle durcheinander, fuhren entsetzt aus Puder und Schminke und falteten betend die Hände; die aristokratischen Federhalter stürzten das in blinden Fieberphantasieen heraufbeschworene Naß über das Papier. Die Tanzschuhe verließen den Parketboden und warfen sich auf die Quellen; die Champagner-Begeisterten sangen den Tod Jesu; die Säbel schlugen sich Samstags die Nasen ab und salutirten Sonntags vor der Monstranz; die Zöpfe ergriffen die Bibel und scheuchten die drohenden Wolken vom Himmel weg; die Gebetbücher schüttelten den Staub von sich, fielen auf die Nähtische und schlugen sich selbst auf; die vertrockneten Herzen bedeckten sich mit Blitzableitern; die Insekten wehten ihren Flügelstaub gegen die aufgethaute Geschichte. Die Hände, die den Neptun gemeißelt, wandelten seinen Dreizack in das Kreuz Christi. Und als die Charitinnen sahen, daß der Strom, dem sie sich geweiht, in dem Lethe zu verschwinden drohte, umfaßten sie den verwandelten Dreizack und ihre Seelen fuhren zurück zu den Betschwestern.

Die verbrannte Hexe.

Im 17. Jahrhundert wurde ein Mädchen verklagt, mit dem Teufel im Bunde zu stehen, und nachdem sie dies selbst eingestanden hatte, zum Scheiterhaufen verurtheilt. Anfangs, sagte man, hatte sie der Böse noch wenig in der Gewalt; sie versäumte nur zuweilen die Messe und wollte nicht beichten. Und doch stieg nie ein heißeres Gebet zum Himmel empor, als das der nachmaligen Hexe. Ihr ganzes Empfinden war ein Gebet, das Gebet um Erlösung von der eigenen Verachtung.

Beate war die Tochter eines reichen Mannes, welcher nie im Ruf großer Frömmigkeit gestanden und der Tochter gottlosen Hang noch vermehrt hatte. Weshalb aber ging sie nicht in die Kirche? Die Kirche lehrte sie verachten, was sie nicht tiefer verachten konnte. Und doch war sie schon frühe ein halber Freigeist, eine Atheistin. Dies vermehrte gerade den Zwiespalt in ihr. Sie verachtete die Lehre und verachtete doch auch, was die Lehre verachtete. Schon in dem Bewußtsein ein sinnlicher Mensch zu sein, also sündhaft und dem Verderben geneigt, fühlte sich ihr hoch-

fahrender Geist beleidigt; aber wie wuchs ihre Zerknirschung, wenn sie daran dachte, daß sie dem weiblichen Geschlecht angehöre. Sie, die nur den Geist anbetete und doch diesen Geist nicht im Himmel suchte, sie fühlte sich als Weib in der tiefsten Erniedrigung. Die Liebe vermochte nicht in ihr Herz zu ziehen; wenn sie nur von fern einem Gedanken an Liebe Raum geben wollte, durchdrang sie ein peinlicher Widerwille und vermehrte den Abscheu, welchen sie vor dem ganzen Dasein empfand.

Ein junger Mann, welcher um ihre Neigung warb, vervielfältigte noch diesen Zwiespalt ihres Inneren. Sie gestand sich selbst, daß sie mehr wie empfindungslos sei, da ihr die Liebe dieses Mannes nur Grauen erweckte. Zuweilen stieg dieses Gefühl bis zu Haß und Abscheu, und wenn es ihm lange genug zugewandt war, kehrte es sich gegen sie selbst. Sie empfand dann einen ihr selbst räthselhaften, aber so tiefen moralischen Abscheu, welcher sich nicht selten bis zu einem Anfall von Schwindel steigerte. Mit Bestimmtheit wies sie die standhafte Bewerbung dieses Mannes zurück, denn die Ehe, welche ihr ohnedies nur als der Fluch aller höheren Empfindung galt, erschien ihr hier noch gräßlicher. Und doch wußte sie sich nichts gegen ihn zu sagen, was diesen Widerwillen gerechtfertigt hätte.

Das Seltsamste in ihrem räthselhaften Wesen war eine unbeschreibliche Sehnsucht nach Liebe; sobald aber ihr Blick auf die Erde gleitete, sobald sie einen Gegen-

stand für dieses Gefühl zu erfassen suchte, zog sich ihr Herz theilnahmlos oder verletzt in sich selbst zurück. Nur etwas gab es, was sie aus ihrer Apathie zu reißen und ihren Lebensmuth zu erwecken vermochte: der Mensch am Rand der Verzweiflung. Was Andere mit Schrecken erfüllte, gab ihr Kraft, und sie sagte fest: es gibt einen Gott und eine ewige Gerechtigkeit, aber der Mensch kennt sie nicht.

Unter ihres Vaters Büchern fand sie einst eine lateinische Schrift, welche der Versucher ihr in die Hände gespielt hatte. Nun war es um ihre Seele geschehen. Einmal berührt, vermochte sie nicht mehr davon abzulassen. Aber die Nachbarn und Freunde gewahrten es, und die Magd bemerkte sich den Namen des Buches und verrieth ihn Jenen.

Bald wußte es Jedermann, daß sie von Gott abgefallen war, und was sie von dieser Zeit an that, geschah im Auftrage des Satans. Das sah man auch deutlich, denn sie wurde immer heiterer und milder, und Alles nur, um auch Andere zu verlocken. Was sie sprach war aber sündhaft und gegen Gott, und damit dachte sie die Leute zu verderben.

Der fromme Pater Bernhard suchte vergebens, sie zu bekehren; sie fuhr fort, in ihren sündhaften Schriften zu lesen und ließ endlich den frommen Pater gar nicht mehr vor sich. Die Kirche wurde ihr darauf verboten, und Nachbarn und Freunde betraten nicht mehr ihre Schwelle.

Da hörte sie eines Tages von einer schweren Sünderin, welcher die Kirche täglich strengere Buße auferlegte. Diese Sünderin war ein armes junges Mädchen und die verlassene Geliebte jenes Mannes, welcher früher um Beate geworben und darauf dieses arme Mädchen betrogen und ins Elend gestürzt hatte. Täglich redete der fromme Pater Bernhard dem zerknirschten Geschöpf ins Gewissen, aber kein Trost wollte in sie kommen, und so versuchte sie endlich ihrem Leben ein Ende zu machen. Sie wollte lieber die Qualen der Hölle erdulden, als die irdische Verzweiflung länger ertragen.

Diese Unglückliche brachte Beate zu sich selbst zurück und verließ sie nicht, bis sie sah, daß sie in dieser Halbverlorenen dem Bösen eine Seele zugeführt hatte. Mit Hülfe desselben gelang es ihr nach und nach; die bußfertige Zerknirschung wandelte sich allmählig in stille Ergebung.

Später bezog Beate mit dieser gleich ihr dem Teufel Verfallenen weit von der Stadt eine einsame Wohnung, worin sie ihren Spuck fortsetzte. Sie bereitete Teufelstränke, die sie aus gottlosen Büchern lernte, und Kranke wie verlorene Seelen, welchen die Kirchenbuße nichts mehr helfen wollte, heilte und tröstete sie mit des Teufels Gewalt.

Doch endlich schlug auch ihr Stündlein. Sie wurde der schwersten Verbrechen angeklagt und überwiesen; denn als man sie fragte, ob sie die Arzneien aus ge-

wissen Hexen- und Zauberschriften bereiten lerne, gestand sie es ein. Und als man sie fragte, ob sie mit Hülfe eines gewissen Buchs von Gott abgefallen sei und auch Andere dazu bringe, sich dem Satan zu verkaufen, sagte sie: „ich hatte keinen Gott und keinen Glauben, denn ich hatte den Eueren, und ich fluchte ihm, weil er Geist und Sinne nicht zu verbinden wußte, weil er der strebenden Seele kein Gebiet als den Himmel anwies und ihren Blick in die irdische Nothwendigkeit mit Verachtung und Abscheu erfüllte. Laßt ab, laßt ab von Euerem Gott, denn Euer Gott stürzet die Menschen ins Verderben! Und als man sie auf den Scheiterhaufen schleppte und ihr zurief, sie solle widerrufen, um doch ihre Seele zu retten, da erhob sie sich und wiederholte mit fester Stimme: Laßt ab von dem Gott, der die Reuigen nicht tröstet und die Verlassenen nicht aufnimmt. Ihr habt nur einen Gott für das Laster und nur Strafen für das Unglück! Seht hier die Himmelsleiter, die mich zum wahren Gott geführt hat!

Mit diesen Worten zog sie das Teufelsbuch, das sie versteckt gehalten, hervor, hielt es hoch empor und der Henker zündete den Scheiterhaufen an, der die Hexe und ihren Spinoza verbrannte.

Errungenes Glück.

Weß Seele sich mit Schmerz nach einem Schatze sehnt, den er in seinem Garten nicht zu finden weiß, der werfe Alles, was er besitzt, weit von sich, gleichviel wohin es die Winde wehen! Er steige hinab in den tiefsten Schacht und grabe und grabe immer fort; so oft ihm auch der Spaten entfalle, er raffe ihn immer wieder auf und grabe weiter. Dann wird er auf Metall stoßen, aber es ist nicht der rechte Schatz, es ist nur das Erz, womit er einen neuen Spaten erhält. Doch endlich, nach tausend verfehlten Mühen und Arbeiten, glänzt ihm etwas entgegen, er betrachtet es genau, es ist Gold. Ein Gran Gold unter schwerem Erz; doch nun läßt er nicht ab, nun hat er gewonnen, denn er hat die Richtung entdeckt, wo das reinste Gold zu finden ist. Kein Gott vermag ihm mehr zu gebieten, er ist Herr eines unermeßlichen Reichthums, einer unbezwinglichen Macht, denn er erkaufte sie mit der eigenen Seele.

Charlotte Corday.

Wäre ich ein Dichter, ich würde Charlotte Corday nicht nach beliebten verbrauchten Regeln als ein Wesen darstellen, das aus gekränkter Liebe Rache nimmt, noch als eine Abart ihres Geschlechts, oder gleich einer Jungfrau von Orleans, träumerisch und verzückt. Ich würde sie als mitten im Leben stehend schildern, mit allen Vorzügen ihres Geschlechtes geschmückt, mit allen Banden ans Leben gefesselt, nur von der Macht der Idee getrieben, ihr Leben dieser zum Opfer bringen lassen. Ich würde sie im Geist ihrer Zeit vorausgeeilt sein, erfüllt mit Bildern einer nahen glänzenden Zukunft, ihre That selbst als eine letzte Mißgeburt barbarischer Zustände betrachten lassen, die gleich Uranus ihre eigenen Kinder, die Barbarei, verschlingt und damit einem besseren Zeitalter Raum gibt. — —

Wie würden mich die Männer ob dieser Schilderung belächeln! Ich würde ihnen aber entgegnen, daß es eine Wissenschaft gibt, die sie noch studiren müssen: das ist die Kenntniß der weiblichen Seele.

Die Ringe.

Einst lebte ein Mann, welcher einen Ring von unschätzbarem Werth besaß. Dieses Kleinod hatte die Eigenschaft, die Menschenrechte dessen der ihn besaß, geltend zu machen. Der Besitzer desselben hatte einen Sohn und eine Tochter, aber da der Ring immer nur vom Vater auf den Sohn geerbt war, hatte auch er dem Sohn den Ring versprochen. Da erwachte eines Tags sein Gewissen und er versprach der Tochter gleichfalls den Ring. Er ließ deshalb einen falschen, nach dem Muster des ächten machen, und vor dem Sterben gab er jedem Kinde das ihm bestimmte Erbe und entschlief mit dem Bewußtsein, seine Schuldigkeit gethan zu haben. Der ächte Ring erbte von nun an auf den Sohn, der falsche auf die Tochter. So blieb es lange Zeit. Endlich kam man auf die Idee, die Ringe gegeneinander zu halten. Der Unterschied war zu offenbar und der Streit begann. Doch Niemand vermochte ihn zu schlichten, da der Sohn behauptete, den ächten Ring mit Recht, und die Tochter dabei blieb, ihn mit Unrecht zu haben. So kam die Sache vor den Richter. Dieser sprach: Wie, soll denn nicht der Ring

die Eigenschaft haben, des Besitzers Rechte geltend zu machen? Folglich bleibt er dem Sohn. Um die falschen Ringe kümmere ich mich nicht, denn sie haben keine Rechte. Kommt wieder nach zweitausend Jahren, da wird ein anderer Richter zu Gericht sitzen, der wird nach dem Vernunftrecht richten, ich richte nach dem römischen Recht.

Immer bleibt für die Frau etwas Unfreiheit.

Welche Lebensverhältnisse sind mehr an die ehernen Bande des Vorurtheils geknüpft als die weiblichen! Welche sind, wie sie, willkührlicher Deutung unterworfen! Welche Verwirrung der Begriffe, welche Unmasse von Meinungen, welche festgefahrene Ideen, welche Gleichgültigkeit gegen das Ursprüngliche, welche Hartnäckigkeit im Bestehenden, welcher Fanatismus für's Gemachte! Das große Räthsel „Mensch" ist gelöst, aber das Weib ist nicht darin aufgegangen. Wollte man doch mehr bei dem Weber als bei dem Färber nach der Qualität eines Stoffes fragen. Wollte man doch erst das Urtheil der Frau über sich selbst abwarten und darnach das Bestehende modificiren. Was man dem Liberalen so mit Unrecht zum Vorwurf machte, gilt auch von der Frau. Nur der weiß, wo ihn der Schuh drückt, den er drückt. Aber so weit sind wir noch nicht. Nur in freien Verhältnissen kann das Gefühl der Unabhängigkeit Wurzel fassen, und nur aus diesem Gefühl kann das Selbstbewußtsein wachsen, wodurch man zu einem unbefangenen Urtheil über sich

selbst gelangt. Die innere Freiheit, die der Mann erreicht hat, fehlt dem Weibe noch gänzlich. Wohl hat man recht zu sagen: das Weib kann nur mit dem Mann frei werden; denn nur wenn die Flamme frei nach oben streben kann, verzehrt sie nicht mehr, was sie enge umgibt. Aber so ist auch seine Freiheit durch die ihre bedingt.

Ich kann nicht umhin, bei denjenigen, welche die Möglichkeit ihrer Freiheit bezweifeln, das Erkennen derselben wie das Erfassen der weiblichen Natur zu bezweifeln. Sie forschen im ganzen Dasein eine unbedingt freie Stellung des Menschen zu finden, aber sie begreifen im eigentlichsten Sinn nur den Mann darunter; es bleibt immer noch ein Fäserchen Unfreiheit, an welchem die Frau hängt. Sie halten den Menschen zu Gott und Welt als forderndes und berechtigtes Wesen und können sich doch nicht enthalten, den Mann der Frau als freiwilligen Gnadenspender gegenüber zu stellen.

Die Freiheit nicht zu lieben.

Wie im Glauben, so in der Liebe bedürfen wir der Vermittlung. Gott ist die Liebe. Daß die Männer so gern die egoistische Liebe als einziges Ingredienz der weiblichen Seele hinstellen. Als ob es nicht auch weibliche Naturen gäbe, in welcher diese Liebe einer größeren weichen könnte. Bei dem Mann erkennen sie dies an, weil es sich als sichtbare Thatsache ausspricht; in der weiblichen Seele ist es ihnen Unnatur, Abart. Sie können darum auch selbst da, wo sich dies unwiderleglich ausspricht, nicht umhin, eine willkührliche Zuthat, eine Unterstellung hinzuzufügen, die, so widersprechend sie auch sei, doch der Repräsentantin gewissermaßen zur Anerkennung ihrer weiblichen Natur zurückverhelfen soll.

„Etwas weniger Liebe mein Freund, so wärst Du beliebt zwar
Weniger, weil ja so sehr Thekla gefallen und Max;
Eins nur find' ich zu stark, daß selber die göttliche Jungfrau
Noch sich verliebt, furchtbar schnell in den britischen Lord."

Ein freier weiblicher Geist würde eben so wenig diese Liebe hier gesucht haben, obgleich sie auch hier möglich, nur etwas unwahrscheinlich ist. Es ist eine kleine Ermahnung, nicht die Hauptsache zu vergessen. Aber bei alle dem bleibt es doch eine große Zumuthung, zwei Hauptsachen, wovon eine die andere nicht gerade ausschließt, ihr aber doch öfters feindlich im Wege steht, so mit einander zu verbinden, daß dabei keine beeinträchtigt wird. Es ist als ob man sagte: „Hebe Dich über Dich selbst, aber verzage nicht, daß Du ein Weib bist.“ Nicht zu vergessen, daß man Mensch ist, kann von Jedem in jeder Lage des Lebens gefordert werden, aber es ist schon wieder eine doppelte Bedingung der Frau gestellt, daß sie selbst in der höchsten Begeisterung wie der Schauspieler noch daran denken soll, wer begeistert ist.

Warum nur stets der Liebe und nicht auch einmal der Gesinnung sich weihen? Weshalb nur in der Liebe Gesinnung zeigen, und Muth und Kraft sie darzuthun, und nicht wo es einem andern edlen Gefühl gilt? Doch wohl nur darum, weil sie im ganzen Leben allein auf die Liebe angewiesen ist und alles übrige Empfinden wie Spreu vor'm Wind verfliegen muß. Doch einzig nur darum! Wahrhaftig nicht, weil sie nicht fähig wäre, einer jeden Empfindung, jeder Gesinnung treu zu sein.

Merkten sich nur die sich verklausulirenden Verehrer der weiblichen Natur, welche sie so gerne zum Apostel

des Egoismus machen, merkten sie sich, daß dies kaum einem Schiller verziehen wird, und daß sie nur allzuoft die eigene matte Seele ohne Schwung und Kraft, ohne Freiheit und Begeisterung in diesem Apostel verehren. Vermöchten sie sich über sich selbst zu erheben, sie würden vor einer belebten Galathee, auch wenn sie zu einer andern Liebe erstände, keine Furcht empfinden. Es könnte eine Zeit kommen, in welcher mehr denn eine Frau dieser Liebe entsagte, um sich einer höheren Liebe zu weihen. Sie, die so gerne die Frau von Allem ausschließen, sie ahnen nicht, daß sie ohne deren Beistand niemals die höhere Weihe des Lebens erreichen können; sie ahnen nicht, daß der menschlichen Gesellschaft gerade das gebricht, was in dem innersten Wesen der weiblichen Seele keimt: die Liebe, welche sie so selbstsüchtig und engherzig umfassen, die sie gewaltsam in Ohnmacht und Bewußtlosigkeit niederhalten.

Geringschätzung der Frau.

Die Geringschätzung weiblicher Kraft, die Verkennung ihres innersten Wesens entsteht einzig aus der Schwierigkeit für sie, das Leben zu fassen. Das Leben ist ihr, wie einem Kind das Messer; sie weiß nicht, wo sie es anfassen soll, und da sie sich so leicht damit verletzt, zieht sie sich verzagt von ihm zurück und blickt, wie jenes, nur von ferne nach dem gefährlichen und um so reizenderen Gegenstand. Eine Frau, wenn sie eine noch so muthige Seele besitzt, ist doch nicht zur Kriegsheldin geschaffen. Unmenschliches muß ihrer Natur zuwider sein, ihre Nerven sind zu zart, ihr Gemüth zu weich für die Gräuel eines barbarischen Kampfes. Nur ein übermächtiger Gedanke kann sie alle diese Hemmnisse überwinden lassen. Wäre das Leben in richtigem Verhältniß zu beiden Geschlechtern, die Frau würde in ihrer Sphäre so viel Kraft, Muth, Energie, Seelengröße, so viel Geist und Talent entwickeln, sichtbar entwickeln, wie der Mann in seinem Bereich. Man würde nirgends einen Mangel, ein Zurückstehen bei ihr annehmen, wie bisher, wo sie fast übermenschlicher Kräfte bedurfte und oft wirklich genöthigt war, aus der weib-

lichen Natur herauszutreten, um den ihrer Seele zu Grund liegenden Gedanken anschaulich zu machen.

Daher diese traditionellen tragikomischen Irrthümer über sie; dieses Versetzen über und unter den Menschen; diese Ungewißheit ihrer eigentlichen Beschaffenheit, ihres Geistes- und Seelenvermögens. Die weibliche Seele ist wie die flüchtigen Schatten, die ruhelos zwischen Leben und Tod auf- und abwandeln, zwischen Himmel und Erde schweben, überall verscheucht, ohne Heimath, ohne Bewußtsein, ein armer Vogel, der vom Sturme gejagt in unbekannten Regionen umherflattert, über sich den schwarz umwölkten Himmel, unter sich den stürmenden Ocean.

Die geträumte männliche Natur.

Ich bin mißtrauisch gegen alle Charakteristik der Frauen, die von ihren Antipoden, den Männern, ausgeht, zumal wenn diese, wie so häufig, nur Einen Zug erfaßt haben und diesen überall verfolgen und überall allein finden und gelten lassen wollen. Es ist oft viel Wahres daran und eben so viel Unwahres. Es fehlt das tiefere Verständniß der weiblichen Seele. Das Höchste, wozu sich die Mehrzahl erhebt, ist zu Lessings Ausspruch: „Als Gott das Weib schuf, nahm er den Ton zu fein". Wenn sie auch das Leben zu rauh finden für die Frau, so suchen sie dennoch den Fehler in ihr, die nun einmal der Welt d. h. ihren Anforderungen nicht entspricht. So gerecht sind sie nicht, zuzugeben, daß es ein Leben geben könne, das schöner und geeigneter für das Weib sein würde, ohne zu fürchten, ihrer männlichen Natur zu nahe zu treten. Was sie so gerne für männlich erklären, ist doch nur das weltzertrümmernde, keineswegs das weltbeglückende Princip. Sie dürften sich ein Beispiel an der Natur nehmen, die durchaus nicht ohnmächtig und verweichlicht hinter dem Ofen brütet, noch in Theegedanken

verflacht, noch in Toilettendüften sich auflöst, noch irgend eine Gestalt annimmt, womit sie die Natur der Frauen bezeichnen. Und doch ist diese Natur dem weiblichen Geschlecht keineswegs feind; wohl aber das Leben, das diese Göttersöhne so alexandrisch zu verherrlichen glauben und das sie doch nur so eroberungssüchtig zerstören.

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorgeschriebenes Ideal.

Laß mich in der so heftig bestrittenen Freiheit einer unumschränkten Entwicklung weiblicher Eigenthümlichkeit weiter gehen. Nur was der Natur des Wesens selbst widerspricht, ist unnatürlich, außerdem ist Alles, was ist, natürlich. Ob es den äußeren Anforderungen entgegentritt oder nicht, thut seiner inneren Berechtigung keinen Eintrag. Die Eigenthümlichkeit Aspasia's widersprach allen bürgerlichen Verhältnissen ihrer Zeit, allen Anforderungen der Griechen an ihre Frauen. Sie war darum nichts weniger als unweiblich, weil sie ein begabteres und mehr forderndes Weib war; auch wurde ihr die Bewunderung der freisinnigen Griechen, und der größte Mann ihrer Zeit fand gerade in ihr das Weib, das er suchte. Seitdem ist eine geraume Zeit verflossen, und noch immer legt man die äußeren Gesetze der Unfreiheit selbst der ästhetischen zu Grund; noch immer darf im Allgemeinen das weibliche Ideal nicht aus der eigenen Natur frei entstehen; noch immer wird ein unbedingtes Fügen in äußeres Verlangen als das ihr entsprechende betrachtet; noch immer wird verlangt, was nur frei entstehen kann. Eine Ch. St

würde niemals als Unnatur gelten, oder was hier dasselbe ist, nicht als Ideal betrachtet werden. Nur die begabtesten Männer erkennen in ihr, wie in einer Aspasia, die berechtigte Entfaltung des eigenen Wesens. Man überträgt die eigene Unfreiheit auf Alles; wie es sich zu uns verhält, so soll es sich auch zu sich verhalten. Käme es auf die Menschen an, keine Blume wüchse frei aus der Erde, jede Blüthe hätte eine Kapsel, aber die Frucht wäre auch darnach.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bedingungen weiblicher Menschenrechte

Um nur keine Gleichheit zwischen Mann und Frau aufkommen zu lassen, räumt man ihr aus kluger Vorsicht so gern auch ein kleines Gebiet ein, wie den Kindern ein Ländchen im Garten. Man sagt dann etwa mit Schiller: „durch Anmuth herrsche und herrschet das Weib", und versteht unter diesem Herrschen alle diejenigen Gerechtsame, die sich von selbst verstehen. Aus diesem Satz entnimmt die Praxis ungefähr folgende Nutzanwendung: Anmuthig zu sein ist der Frauen Schuldigkeit; Anmuth ist eine Anweisung auf „Sicht", ohne Anmuth wird die Zahlung eingestellt. Daß man den Frauen so gar keine Rechte zuerkennt, wenn sie nicht erst einen Freibrief mitbringen. Mit diesem heroischen Fordern, diesen gebietenden Voraussetzungen verscheucht man weibliche Vorzüge mehr als man sie erweckt. Ließe man ihnen doch ohne alle Bedingungen ihre vollen Menschenrechte zukommen, ohne daß sie erst nöthig hätten, sich durch Verträge in dieselben einzukaufen. Die Frau allein behandelt man nicht

Bayerische Staatsbibliothek München

nach allgemeinen Verträgen; sie muß mehr bieten und erhält weniger.

Wo dem Mann als Mensch, wie er auch sei, roh und ungeformt, Achtung gezollt wird, da werden der Frau noch Bedingungen gemacht. Nicht einmal das Weibliche erkennt man als solches an, wenn es nicht den gemachten Forderungen des Mannes entspricht. Und wenn sie es dadurch verscheucht haben, nennen sie ihre Nichtachtung eine verdiente. Sie erkennen eine Frau darum für ungeliebt, weil sie unweiblich sei, und sie kann doch nur unweiblich werden, wenn sie ungeliebt ist. Göthe wünschte einem Kinde nichts als Liebe. Der Frau fehlt es schon als Kind an der rechten Liebe; schon als Kind empfängt sie die verderblichen Eindrücke willkührlicher Forderungen. Sie, die nur der Menge gefällt wenn sie schön ist, empfindet schon frühe den Einfluß dieser Ansprüche; allen ihren Eigenschaften werden die Forderungen des willkührlich Schönen gestellt, und als Bedingung der Anerkennung betrachtet. Der Mann kann den vollsten Beifall des Mannes finden, er mag dem weiblichen Geschlecht gefallen oder nicht, die Frau findet weder bei sich, noch bei dem Mann Anerkennung, wenn sie den männlichen Anforderungen nicht entspricht. Nennen wir das Kind bei seinem Namen. Der Mann erkennt die Frau niemals als um ihretwillen geschaffen, und gestattet ihr darum keine freie Entwicklung, keine Besonderheit, kein freies Ziel ihrer eigenen Natur. Wenn

er sie lieben kann, hat sie alle Bedingungen erfüllt, wenn er sie nicht liebt, verliert sie alle Rechte und somit alle Anerkennung.

Wie schade, daß gerade diejenige Nation, welche vermöge ihrer Allseitigkeit auch die weibliche Natur am tiefsten zu erfassen weiß, im praktischen Leben auch hierin hinter andern gebildeten Nationen zurücksteht. Nirgends ist die Frau weniger geachtet, nirgends mit solcher Schonungslosigkeit behandelt. Es ist ein harter Ausspruch, aber ich kenne keinen bezeichnenderen: mich erinnert die Bildung unserer deutschen Männer den Frauen gegenüber an die Bärendressur. Sie werden auf die erdenklichste Weise dahin gebracht, sich zusammen zu nehmen und den Frauen, mit welchen sie verkehren, nichts zu leid zu thun. Mit unsäglicher Mühe sind sie dahin gelangt, ihre Achtungsbezeugungen wie ein Bärenkunststück vorzustellen; mit ihrer Natur sind diese noch sehr wenig verwachsen, daher fallen sie auch alle Augenblicke aus der Rolle. Wie lange ist es denn, daß sich die Herren in Gesellschaft beim Eintritt einer unschönen oder ungraziösen Frau spöttisch wegwandten? Ja, eine Frau, welche ihnen aus irgend einem Grund nicht gefiel, war nicht sicher vor den entschiedensten Beleidigungen. Und es gibt Männer aus der sogenannten Gesellschaft, welchen man dergleichen noch zutrauen darf.

Bei der Beleidigung eines Herrn stehen Alle für Einen; die Beleidigung einer Frau, wenn sie keinen

besondern Vertheidiger hat, übergeht man mit Stillschweigen, obgleich für sie, verdient oder unverdient, Freund und Feind aufstehen müßte. Woher kommt dies? Es ist allein der angebornen Achtung zuzuschreiben, welche Männer für einander haben, und dem Mangel aller persönlichen Geltung der Frau als Frau. Daher erblickt man denn so selten ein unbefangenes weibliches Wesen und noch seltener unter ihnen eine unbefangene Meinung, die sich nicht conform mit der allgemeinen und insbesondere der des Mannes verhält. Diese Gewohnheit betrachten dann die Männer als ein Privilegium naturale und schütteln nicht selten den Kopf, oder fühlen sich berufen, strafend einzuschreiten, wo es nicht beachtet wird.

O Ihr lieben Männer, ich begreife sehr wohl Euer Erstaunen, in Euren Frauen so ganz andere Wesen zu finden, als Ihr in Eueren Geliebten saht. Ihr täuscht Euch nicht, es sind dieselben, sie bückten sich nur so viel als das Thor zu niedrig war, durch welches sie ins Freie wollten. Hättet Ihr Freude an der lieben Natur, dann wüßtet Ihr einen Papagei von einer Nachtigall zu unterscheiden.

Erwachen im Gefängniß.

Man nennt so gern unnatürlich oder unweiblich, was man nicht an einer weiblichen Erscheinung gewohnt ist, und doch kann ein wahrer lebendiger Trieb so wenig unweiblich wie unnatürlich sein. Eine Frau kann einen nie zu stillenden Trieb nach Selbsterkenntniß, einen wahrhaft Faustischen Drang nach Erkenntniß des Wesens aller Dinge haben, und ich wüßte darin weder etwas Unweibliches noch etwas Unnatürliches zu finden. Eine solche Natur könnte eben so anziehend wie abstoßend sein; aber immer wäre es von Interesse, der Ursache einer solchen ungewöhnlichen Erscheinung nachzuforschen. Sicher fände sie sich, wenn dieses Verlangen ein zerstörendes wäre, in dem Mißverhältniß ihres inneren Wesens mit den äußeren Zuständen. Dies nur allein kann die Ursache einer solchen weiblichen Erscheinung sein, wie es dieselbe bei einer männlichen ist. Nenne den Zustand unnatürlich, in welchem solche Triebe erwachen. Die Seele kann nur dann qualvoll zu dem Urquell der Erkenntniß dringen wollen, wenn sie in sich die Bedrängniß der eigenen Natur rings um sich erkennt. Nur wo das Leben

im Widerspruch mit dem erkannten Verlangen ist, erwacht dieser schmerzliche Trieb. Und dies ist jetzt bei der weiblichen Natur der Fall. Sie erwacht hier und da und findet sich namenlos elend. Sie schlummerte geborgen unter dem langen Winterschnee und die leuchtende Sonne erweckt sie unter Dornen und Gestrüpp.

Wenn Du nie diese Qualen empfandest, dann lass' uns nicht wieder über den Begriff Natur und Freiheit streiten. Der neapolitanische Bettler sonnt sich, in Lumpen gehüllt, behaglich auf der schmutzigen Schwelle eines Palastes und dünkt sich freier als ein König; alle seine Bedürfnisse sind befriedigt, wenn ihm nur seine mäßige Nahrung nicht gänzlich entzogen ist. Der reiche, von Ueberfluß strotzende, Fürst reitet auf stolzem Rosse an ihm vorüber und beneidet den Bettler, dem er eine kleine Gabe zuwirft, um einen nie zu erringenden Besitz. Was fehlt dem Bettler? Alles und Nichts. Das Bewußtsein seines Elends, nichts wenn er es nicht empfindet.

Besiegung der Schranken.

Ein bekannter philosophischer Satz sagt, daraus, daß die Sonne seit Menschengedenken jeden Morgen aufgehe, lasse sich nicht beweisen, daß sie nicht einmal eines Tages ausbleiben könne, sondern nur dadurch werde ihr ewiges Erscheinen zur Gewißheit, weil ihr Ausbleiben der Naturnothwendigkeit widerspräche. Eben so können wir mit Bestimmtheit wissen, daß der Mensch nie fliegen lernt, aber daraus können wir nicht schließen, daß er nicht einst mittelst der Luftschifffahrt in die oberen Regionen sich begibt. Und dieser ausgebildeten Luftschifffahrt widerspricht gleichfalls die Erfahrung, keineswegs aber steht ihr eine absolute Naturnothwendigkeit entgegen.

Daraus ziehe ich nun diese Schlußfolgerung: daß die Frau bisher dies oder jenes nicht vermochte, beweist nicht, daß ihr dies oder jenes unmöglich ist; es fragt sich dabei nur, ob dies oder jenes ihrer Eigenthümlichkeit widerspricht. Wenn eine geistige Eigenschaft bei dem Manne vorherrschend ist — ich will einmal das Denkvermögen als eine solche annehmen — so glaube ich doch, daß die Frau mittelst anderer geistigen

Eigenschaften zu denselben Resultaten des Denkens gelangen kann, wie er; so wie der Luftschiffer zwar kein Vogel wird, sich aber so gut wie dieser in die Lüfte heben könnte.

Ich weiß nicht, ob diese philosophische Bemerkung unphilosophisch ist; ich weiß nur, daß sie mir einstweilen als Glaubensartikel dient, und wenn sie nicht richtig ist, es doch eine andere geben muß, welche zu demselben Resultat führt. Kurz, ich kann nicht zugeben, daß die Frau in irgend einer Beziehung dem Manne nachsteht.

Wer nicht hören will, muß fühlen.

Es gibt mathematische Gewißheiten, die aber nicht anerkannt werden, weil sie nicht zur Mathematik gehören. Eine Wahrheit, welche Eingang finden soll, muß nicht nur bekannten und anerkannten Lehren entsprechen, sondern auch in der Wirklichkeit sich auf etwas Positives berufen können. „Liebet Euch untereinander", ist eine dieser unzugänglichen mathematischen Wahrheiten. Wenn ich die unumstößlichsten Gewißheiten über das weibliche Geschlecht zu sagen hätte, würde ich wie dort tauben Ohren predigen; indem man sie, besonders wenn sie fordernd auftreten, mehr in das Gebiet der Speculation als der Mathematik verweist. Nur dadurch, daß man sich durch die Wirklichkeit seiner Rechte bewußt wird, erkennt man sich in denselben. So sind uns bis jetzt die Forderungen der Frau nur in denen des Mannes repräsentirt und dieser nimmt sie so gewissenhaft mit auf seinem Weg, wie der Pfau sein Gefieder.

Wie müßte ich verfahren, wenn ich dem Mann die falsche Stellung der Frau anschaulich machen wollte? Ich müßte sie nothwendig im Verhältniß zu ihm nach-

weisen. Würde ich nun zu ihm sagen: Lieber Pfau, warum bist Du denn eigentlich so stolz auf Dein Gefieder, da Du doch so unpolitisch damit verfährst? Wüßtest Du, wie Du Dich am besten ausnimmst, Du würdest es nicht so eingewickelt nachschleifen. Das würde er gar nicht verstehen. Ich müßte sie ihm also näher rücken: da die Frau genöthigt ist, das Band der Ehe à tout prix zu knüpfen, so kommt es ihr auch selten darauf an, mit wem sie es knüpft. Wünschest Du nun, lieber Mann, eine Frau, welche die Neigung zu Dir führt, so wird Dir dieser Wunsch selten in Erfüllung gehen. Oder Du erwartest eine fügsame Gattin und erhälst eine sehr eigenwillige; du wünschest eine Gattin, welche ihre Liebenswürdigkeit Dir zuwendet, und sie läßt sie nur Andere gewahr werden; eine reiche, und Du findest zuletzt nur einen Reichthum an Mängeln in ihr; u. s. w., u. s. w. Wenn ich dies Alles aus der ihr auferlegten Nothwendigkeit, sich à tout prix zu verheirathen, herleitete, so würde diese Thatsachen kein Blinder leugnen, aber die falsche Stellung würde er dennoch nicht sehen.

Er würde vielmehr sagen: Der Mann muß eine andere Stellung einnehmen, er muß nach freier Neigung wählen können, er muß seinen Kindern ein sicheres, unabhängiges Loos bereiten können, damit sie nicht genöthigt sind, ein solches Band ohne Neigung zu schließen. — Was würde er aber Anderes damit sagen? Er würde nur weiter gehen und Alles um-

kehren, während ich nur ein einziges Mißverhältniß anschaulich gemacht hätte.

Woran scheiterte somit meine mathematische Gewißheit? Ganz allein daran, daß wir im ganzen Leben nur den Mann als Eigenthümer und Glücksverwalter erblicken. Du siehst daraus, wenn etwas Eingang finden soll, muß es sich auf etwas Positives stützen können, wo aber nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren.

Das Weib wie es sein soll.

Welche Riesenschritte haben wir seit einigen Jahrzehnten gethan! Wir haben den Begriff der weiblichen Unfreiheit mit einigen andern Unfreiheiten verbunden und somit den Zwinger etwas erweitert. Etwas modificirter entstehen noch immer solche Bücher wie Elise, Clarisse, Narzisse, oder das Weib wie es sein soll. Wenn man den Mann wie er sein soll, zu einer Preisaufgabe machte, welche Schriften würden erscheinen? Lykurg und Solon, Cäsar und Brutus — lauter Männer, wie sie sein sollen und nicht sein sollen. Welchem aber würde man den Preis zuerkennen, dem Verfasser des Cäsar oder dem des Brutus? Wenn Jemand schriebe: Göthe, oder der Dichter wie er sein soll, so hätte er dazu noch mehr Recht, obgleich ein Anderer mit demselben Recht schreiben dürfte: Schiller, oder der Dichter wie er sein soll. Aber eine endlose Reihe von Elisen mit der Dornenkrone der Weiblichkeit, gleich den gekrönten Schatten hinter Banquo's Geist, würde statt gerechtem Entsetzen nur ein beifälliges Lächeln des Publikums erwecken.

Statt einen Katechismus der Weiblichkeit aufzustellen, würde man gewiß mit mehr Nutzen über die Natur des Franzbandes, wie er sein soll, aburtheilen, nämlich ob von Pappdeckel und Schaafleder, oder von Pappdeckel und Kalbsleder u. s. w. Es gibt nicht mehr und nicht weniger Frauen, wie sie sein sollen, als es Männer gibt; aber eine Familienähnlichkeit ist unvertilgbar, das ist die Dornenkrone.

Antasten des Ablaßkrams.

Ich weiß welche Sisyphus-Arbeit man sich aufbürdet, wenn man sich des weiblichen Geschlechts annimmt. Von Anerkennen gar nicht zu reden, aber auch das Verkennen bleibt nicht aus, namentlich derer, deren Sache man führt. Die Frauen würden so gut ihren Huß und ihren Savonarola zum Scheiterhaufen schleppen, wie das arme, bewußtlose Volk. Wer den Ablaßkram antastet, der hat es am meisten mit denen zu thun, die ihn bezahlen müssen. Für die Erlaubniß, zu thun was ihr Niemand wehren kann, zahlt die Menge am liebsten, und wer ihr dieses Recht nehmen will, nimmt ihr ihre Freiheit. Da sie keine Ahnung von Selbstgefühl, oder vielmehr eine grenzenlose Selbstverachtung hat, so muß sie nothwendig den, der sich ihrer annimmt, für ihren Feind halten, da er ihr eine Sache aufdrängen will, die sie gar nicht kennt, nämlich ihr eigenes Interesse; und indem er etwas Besseres an die Stelle des Alten setzen will, empfindet sie nur das, was er ihr rauben will, und dies gilt ihr sehr viel, weil es sehr wenig ist.

Dank des Nothleidenden.

Ein taubstummer Bettlerknabe ging einst von Hunger getrieben auf einem Markt voll Lebensmitteln bittend von Stand zu Stand. Doch ehe seine stumme Bitte bemerkt wurde, trieb ihn die wogende Menge weiter. Endlich gelang es ihm, seinen Hunger zu stillen; er stieß nämlich im Gedränge an einen Andern und dieser stieß nun wieder an einen hochaufgethürmten Brodvorrath, so daß alle die kleinen Brode herabfielen. Nun half er eifrig aufheben und erhielt eines davon zur Belohnung. Das merkte er sich denn, und von dieser Zeit an fiel bald da, bald dort etwas um, wobei er immer wieder behülflich sein konnte. So hatte er sich einen kleinen Erwerbszweig geschaffen. Doch bald bemerkte dies ein Mann, der ihn bei der That ertappte, aber zum Glück auch den ganzen Zusammenhang errieth. Des Knaben Elend rührte ihn und er wollte suchen ihn unterzubringen. Da er sich aber dem Knaben nicht verständlich machen konnte, faßte er ihn an der Hand und suchte ihm mit freundlichen Gebärden und Geschenken begreiflich zu machen, daß er es wohl mit ihm meine. Doch Alles war vergebens;

der Unglückliche kannte nur Strafen und kein Wohlwollen und so riß er sich endlich in der entsetzlichsten Angst von dem Manne los. In einiger Entfernung aber als er sich sicher sah, warf er mit Steinen nach dem, der ihm seinen Erwerbszweig geraubt hatte.

Seelenwanderung der Sclaverei.

Börne sagt, die Russen wären Sclaven, aber die Deutschen wären Bedienten. Eine Mischung von beiden findet sich in dem weiblichen Charakter; die bewußtlosen sind die Sclavenseelen, die bewußteren die Bedientenseelen. Ihre Stellung aber zu dem Manne macht dies nothwendig; sie ist die des Sclaven im Alterthum zu seinem Herrn, welche sich in unseren freieren Verhältnissen zur Bedientennatur ausgebildet hat. Wie im Alterthum, ist er ihr Herr, hat aber, so weit er Herr über sie ist, auch die Verantwortung und Sorge für sie übernommen. Sie ist sich ebenso wenig wie jener ihrer Abhängigkeit und Sclavennatur als eines ungerechten Zustandes bewußt, und lehnt sich noch weniger dagegen auf, denn sie ist schon in diesen Schranken geboren und wächst darin auf wie in den Schranken der ewigen Nothwendigkeit. Sie empfängt ihren Herrn aus der Hand des Geschicks und freut sich jeder gebührenden Behandlung, jeder Gleichstellung wie einer Gunst ihres Herrn und ihres Geschicks. Die Sclaven der Alten hatten auch kein absolut hartes Loos, im Gegentheil waren sie oft die Freunde und

Vertrauten ihrer Herren; es richtete sich nur Alles nach der Beschaffenheit dieser Herren.

Auch hinsichtlich der Beschäftigung tritt die Aehnlichkeit hervor. Die Alten übertrugen den Sclaven die von ihnen für schimpflich gehaltenen Arbeiten. Ebenso wenig hat die Frau eine Wahl bei ihren Geschäften; und so wie Jene sich mit nichts beschäftigten, wenn für ihre Herren nichts zu thun war, so wissen auch diese oft nichts mit ihrer Zeit anzufangen, als sie durch die Maschen ihres Strickstrumpfes fließen zu lassen. Es ließen sich noch viele Berührungspunkte darthun, aber es sind zu viele um sie zu nennen. Gleiche Ursachen erzeugen gleiche Wirkungen. Wenn man vor dreitausend Jahren ein Mittelding von Raupe und Schmetterling in eine Schachtel that und den Deckel nicht öffnete, so flog niemals ein Schmetterling heraus. So ist es gerade noch.

Das ist das Traurige, daß sich über Frauen zu viel oder zu wenig sagen läßt. Zu viel Ansichten und zu wenig Positives. Wenn man so viel auf dem Herzen hat und so wenig Halt findet wie hier, nehmen sich die Betrachtungen wie die Klagelieder Jeremias aus. Es läßt sich der ganze Jammer in den einen Satz drängen: daß nichts von ihnen zu sagen ist. Das Erbarmungswürdigste ist die Erbärmlichkeit.

Prinzessin Romantik.

Sie wollen mehr Handlungen, mehr Begebenheiten geschildert haben. Sie verlangen meiner Ansicht nach die Unmöglichkeit. Die Welt gestaltet sich um, und Sie wissen wohl, daß der Gegenstand, den der Maler abbilden will, still halten muß. Wo sollte er hinfliehen vor diesem unruhig schaffenden Geist; bettete er sich in Frankreich, siehe so wäre er da, bettete er sich nach England, siehe so wäre er auch da; nähme er Flügel der Morgenröthe und flöge nach dem äußersten China, siehe so hätte er selbst dort die Mauer angewehet! Ewig still steht die Vergangenheit; auch das ist zur Unwahrheit geworden, denn sie wurde nie so forschend durcheinander geschüttelt, wie jetzt. Mir erscheinen alle Gegenstände wie Bilder, auf welche jeder Augenblick einen neuen Strahl wirft. Sie stehen fest und erscheinen uns doch stets in neuem Licht. Das betrachtende Auge ist es, von welchem diese Strahlen ausgehen; die Hand ruht, während die Seele arbeitet.

Die Gegenwart läßt sich nicht allein darum nicht abbilden, weil sie im Werden ist, es läßt sich auch das in ihr Errungene nicht darstellen, weil es noch zu

wenig Sympathie erweckt. Es muß zuerst wieder eine Glorie um das Neue entstehen, ehe sich die verweichlichte Phantasie fesseln läßt. Wir wollen die reine Wahrheit und haben doch den alten Selbstbetrug nicht abgelegt. Welchen Spielraum hatte vor Zeiten die Poesie, als sie noch von der Phantasie lebte. Sie zog überall umher und sammelte von allem Schönen was die Phantasie bot, den Zehnten für ihre Mährchen-Prinzessinnen. Die Liebe in der Romantik, die Tugend im Feierkleid und die Menschlichkeit in der Vogelperspective. Alles ward in anständige Entfernung von der Wirklichkeit gerückt, so daß man, wie die Kaiserin Katharina auf ihrer Reise durch die glücklichen Gefilde Rußlands, nichts von der Welt zu sehen bekam, als die schön bemalte papierne Vorderseite, hinter welcher das Elend versteckt war. Das nahm allmählig ab, allein so ein ganz klein wenig hängen wir noch immer an der alten Prinzessin Romantik, wie die Fliegen an der Leimruthe. Wir wollen in die Freiheit, aber die Flügel sind zu schwach und die Füße kleben zu fest an. Welche Aufgabe ist jetzt dem Dichter gestellt! Unsere durch das Leben bedingte Anschauungsweise ist ihm die schlimmste Censur, denn er kann sie nicht einmal umgehen. Was ist dem empfindenden Herzen die Tugend, die Freiheit, die Liebe ohne eine Million? So leer, wie ihm bisher die christliche Liebe auf der Kanzel war.

Welche Menge von Empfindungen müssen erst verbannt und welche geweckt werden! Welchen Aufwand

von Edelsinn bedarf der Dichter um einen jüdischen Helden in die Gleichheit der Menschenrechte einzusetzen. Zu welchem Engel muß er die Frau erheben, wenn sie außerhalb der romantischen Unwahrheit interessiren soll. Mit welch innerem Luxus muß er einen Nichtbesitzenden ausstatten, damit ihm der äußere Mangel verziehen wird. Alle diese Paria's muß er erst in die Anerkennung einkaufen; denn wenn auch das Bewußtsein sich nicht mehr auflehnt, so fordert doch die Gewohnheit ihren Judenschutz.

Der alte Tanz.

Wenn man gewahrt, wie es sich überall lebendig regt, wie täglich neue Gestaltungen von frischem, kräftigem Geist beseelt im Leben auftauchen, und man blickt wieder nach dem alten Treiben, das sich noch immer so breit macht, so taub einherschreitet, wie diese conventionellen Bälle, diese todten Maskeraden, diese gepuderten Theater, diese unterhaltungsleeren Gesellschaften, dieser weibliche Strickstrumpf, dann glaubt man einen alten Leierkasten zu sehen, auf welchem die Hanselmännchen noch eine Zeit lang forttanzen, nachdem die Musik aufgehört hat.

Das Ende der Welt.

Hörtest Du nie die Bemerkung: die Welt werde zu gescheidt, sie müsse bald zu Grund gehen? Die Leute wissen nicht, welche glückliche Fernsichten sich der Welt eröffnen. Dem vorhandenen Stoffe nach ließe sich behaupten, daß wenn die Welt nur unter der Bedingung des Unverstandes fortbestehen kann, wir nie ihren Untergang zu befürchten haben. Man weiß nicht, ob man mehr über den riesenmäßigen Geist oder die zwergmäßige Bornirtheit der gegenwärtigen Welt erstaunen soll.

Ich hörte auch schon allen Ernstes, selbst von verständigen Menschen, die Behauptung aussprechen, der menschliche Geist habe sich überstiegen, wir müßten nothwendig zurückgehen, oder das ganze luftige Gebäude werde auf einmal zerfallen. Solche Leute, die weder einen Begriff von den Kräften der Natur, noch von deren Wirkungen und einer daraus hervorgehenden Veränderung haben, denken sich, wenn es so fortgehe flöge die ganze Weltordnung gleich einem Luftballon ohne Steuer und Kompaß nach allen vier Winden hin und sie haben dabei die ernstliche Besorgniß, wer als-

dann die Hühner füttern soll. In dieser Weise sind alle ihre Vorstellungen von einer künftigen Verfassung. Eines Theils lassen sie die Phantasie in's Blaue hineinfliegen, auf der andern Seite können sie wieder nicht über die holperige Thürschwelle.

Wo ihr Geist nicht folgen kann, sehen sie die ganze Welt fortlaufen und sich selbst, gleich der Ariadne auf Naxos, auf dem kahlen Felsen im Meer zurückbleiben. Was aber ihr Auge mit liebender Gewohnheit erfaßt und von dessen ewiger Unveränderlichkeit und Unersetzlichkeit sie durchdrungen sind: die Besen und die Kochlöffel, die Hausschlüssel und Stiefelknechte, betrachten sie als Wittwen und Waisen, welche von den Gottlosen in Nahrungssorgen zurückgelassen werden.

Die Befreier.

Ein guter alter Mann Namens Philister, welcher die Vögel und die Perrücken gleich sehr liebte, hielt sich von beiden eine große Quantität. Für jeden Tag in der Woche hatte er eine eigene Perrücke und in seinem Zimmer hielt er sich einen ganzen Vogelbauer voll der verschiedensten Vögel. Er pflegte und wartete sie mit Liebe und die Vögel waren zahm und hüpften ihm entgegen, wenn er nur in die Nähe des Käfigs kam. Nur gegen sich selbst führten sie öfters Krieg, zupften und rupften sich die Federn aus, so daß zuweilen einer todt auf der Stelle blieb.

Eines Tages ging der Philister in der Sonnabendsperrücke aus und vergaß den Riegel vor die Thüre des Bauers zu schieben. Kaum hatte er daher den Rücken verwandt, als die ganze lose Gesellschaft heraushüpfte. Wie toll flogen sie umher und wußten gar nicht wie ihnen geschah. Unwillkührlich zog es sie ans Fenster und Alle streckten die Köpfe in die Höhe und blickten nach dem weiten Himmel. Nun begannen sie zu berathschlagen, wie sie wohl da hinaus kommen könnten. Es wurde hin und her disputirt, aber die Hauptsache blieb immer dieselbe: sie wollten hinaus.

Da rief plötzlich ein Zeisig: „Hierher Kameraden, hier ist ein offener Paß!“ Die ganze Schaar flog

nach dem Zeisig, der am andern Fenster ein kleines Luftloch entdeckt hatte, über welchem eine der Perrücken des Philisters hing. Schon war der Zeisig mit dem Kopf draußen, als ein Dompfaff rief: Seht Ihr denn nicht, daß wir nicht hindurchkönnen, ohne das Fensterkreuz seiner Perrücke zu entledigen? Es ist zwar nur ein hölzernes Kreuz auf dem die Sonntagsperrücke des guten alten Philisters hängt, aber immerhin ein Kreuz. „Nein, setzt er hinzu, ich bin gewiß für's Freie, aber da hinaus darf der Weg nicht gehen.“ „Hier, hierher! rief jetzt ein anderer Vogel, da ist die alte Vase, die unserem Philister als Montagsperrückenstock dient. Da hinein können wir uns verstecken, und wenn er kommt und das Fenster aufmacht, fliegen wir ihm über den Kopf hinaus.“

„Halt!“ rief hier ein Wiedehopf, „seht Ihr denn nicht, daß es eine alte etrurische Vase ist, auf der die Perrücke sitzt? Die zehn Tafeln sind darauf abgebildet. Ohnedies hängen einige alte und neue Stücke daran nur schwach aneinander. Nein keine Berührung römischer Alterthümer!“

„Hört mich an!“ rief es aus einer andern Ecke, „hier seht die ungeheuere Dienstagsperrücke unseres Philisters. Laßt sie uns am Kamin anzünden und ans Fenster tragen, dann schreien die Nachbarn Feuer, Thüren und Fenster fliegen auf und wir huschen hinaus.“

„Ein herrlicher Einfall! rief es von allen Seiten; aber eine Grasmücke erhob die Stimme und sagte: Diese Perrücke ist zwar nicht mehr und nicht weniger als eine Perrücke, allein sie ist zugleich des Philisters Stadt-,

Bayerische Staatsbibliothek München

Schul-, Raths-, Kriegs-, Kanzlei-, Gerichts-, Handwerks-, Gilde-, Armen-, Industrie-, Polizei-Perrücke; demnach eine viel erlebt habende, unumgänglich dienstäglich nothwendige, zweckdienliche Perrücke; und obgleich nur eine Perrücke, doch gerade die Dienstagsperrücke. Ich bin gewiß nicht für die Perrücken, aber diese Perrücke muß bleiben, es wäre gleichsam, als ob man dem Philister den eigenen Haarwuchs entrisse.

„Ihr lieben Vögel", hob darauf ein anderer Vogel an, „auch ich bin keineswegs dafür, so unbedingt alle geheiligten Perrücken in's Feuer zu werfen. Auch ich weiß eine Perrücke zu schätzen, nämlich wenn man keinen andern Haarwuchs hat. Allein es gibt doch Perrücken, welche keiner Schonung bedürfen, z. B. wenn sie voller Motten sind."

Der Doctrinär kam wie immer post festum. Die Vögel waren bereits über die Mittwochs- und Donnerstagsperrücke hinaus und eben beschäftigt, am Fenster über die verschiedenen Himmelswege nach geschehener Flucht zu berathen.

Darüber verging eine geraume Zeit und zu ihrem Entsetzen sahen sie endlich den Philister herannahen. Ueber Hals und Kopf flog nun die ganze Gesellschaft wieder zurück in den Käfig, und kaum hatten sie noch Zeit, das sicherste Mittel zur Flucht zu ergreifen, indem sie, den Philister zu hintergehen, die Freitagsperrücke vor die offene Käfigthür hingen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

7/96
R. Buchner
Buchbinderei
84098 Hohenthann

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dittmar, Louise,

Skizzen und Briefe aus der Gegenwart

Darmstadt 1845

Pol.g. 235 n
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10814506-0